Briefe,

nebst einer

Praktischen Abhandlung

von dem

guten Geschmacke in Briefen,

von

C. F. Gellert.

WIEN,

gedruckt bey Joh. Thom. Edl. v. Trattnern

K. K. Hofbuchdr. und Buchhändlern.

1769.

Vorrede.

Wenn auch meine Leser mit diesen Briefen nicht ganz zufrieden seyn sollten: so wird ihnen doch die Absicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünsche; nämlich junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als

ob unsre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieser Absicht heraus geben will, daß man solche wähle, die man wirklich an gewisse Personen geschrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, sie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im ersten Falle lebhafter, bestimmter, und eben dadurch brauchbarer: im andern Falle freyer, unstudierter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienst, an wirkliche Personen, und ohne alle Absicht des Drucks, geschrieben zu seyn. Wollte der Himmel, daß sie auch eben so gewiß das größte hätten, nämlich: daß sie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indessen bin, daß man durch wirklich geschriebene Briefe die Absicht erreichen könne, die ich mir vorgesetzt habe: so finden sich doch verschiedene Ursachen, welche die Ausführung

dieser Absicht schwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdrusse gelehrt hat. Bald verliert der Leser, bald der Verfasser des Briefs, bald die Person, an die er geschrieben ist; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andere Personen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man solche Briefe dem Druck überlassen will. Ich habe oft die angenehmsten und natürlichsten Briefe von andern in den Händen gehabt. Ich wünschte in der Hitze, daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sah ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand, der oft zehn andere Umstände zu Gefährten hatte, kennen müßen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschloßne Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind; so wird

man freylich nach und nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leser eine andere Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch solche Hausumstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an sich selber.

Doch alles dieses ist noch wenig. Wie viele unschuldige Kleinigkeiten finden sich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wissen lassen, und die man sie aus Bescheidenheit auch oft nicht soll wissen lassen, wenn sie uns und andre kennt! Man kann in seinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber oft sehr lebhafte Dinge sagen, sehr richtige Anspielungen, sehr feine Satyren machen; und eben diese Einfälle, die unter vier oder wenig Augen schön nnd wohl vorgebracht waren, verlieren ihren Werth, wenn sie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen, der sie geschrieben hat; zumal, wenn er noch lebt. Die Welt

denkt

denkt alsdann nicht an den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieser oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der sich, indem er schrieb, einmal zerstreuen wollte; der mit seinem besten Freunde, oder mit seiner Freundinn, zum Vergnügen redete; der sich mit Fleiß vergaß, und eben daher schön redete: sondern sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäffte, seine Schriften, seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verlieret alsdann oft, wenn sie den Mann kennt, weil sie Umstände dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennt, weil ihre Umstände verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverständlich wird, doch wenigstens die Hälfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Klient, als ein

Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg: so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie passen übel zusammen; und wenn dieß nicht ist: so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Drucks eben diese Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewissen Umstand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl ist oft der ganze Brief, oder sein größtes Verdienst auf diesen Umstand gegründet. Also fallen dergleichen Briefe, wenn man sich zum Drucke entschließt, wieder weg. Ferner giebt es gewisse Briefe, die zwar alle Welt würde lesen

dür=

dürfen, und, wenn sie solche nur lesen möcht, auch würde verstehen können. Aber der Inhalt ist so geringe, so unansehnlich, so persönlich, so familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und so gut dergleichen Briefe in ihrer Art sind; so ist man ihrer vielleicht bey dem dritten schon müde, und niemand verlanget solche Exempel, als diejenigen Leser, die sie am wenigsten zu gebrauchen wissen; das ist, die gar nicht schreiben sollten.

Endlich sind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr schön, weil der Leser das besondre Verhältniß, das zwischen mir und der Person ist, an die ich schreibe, nicht weiß, und also die größte Tugend, den Wohlstand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es ist in diesem Falle nicht allemal genug, daß man zum Exempel weiß, daß der andre mein Gönner ist. Man sollte das besondre Verhältniß zwischen ihm und mir, man sollte seinen und meinen Charakter, und zwar

in diesen oder jenen Umständen und Aussichten wissen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieses Schicksal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe so gut zu schicken gesucht, als es möglich gewesen ist. Ich habe aus vielen nur wenige, nur solche ausgelesen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Mißverstandes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit gelesen, und ohne ein Tagregister gewisser Hausangelegenheiten verstanden und geprüft werden könnten.

Wenn einige so glücklich sind, dem Leser zu gefallen: so ist er den Dank nicht sowohl mir, als einer guten Freundinn, schuldig; nicht deswegen, weil sie mich zum Drucke verführet hat; sondern weil ich diese Briefe ohne sie größten Theils gar nicht haben würde. Sie hatte sonst den kleinen Fehler, daß sie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre

Briefe, und ich versprach ihr, sie die meinigen, so viel ich ihrer schriebe, und so oft es die Zeit erlaubt, wieder lesen zu lassen. Sie hat sie bey dieser Gelegenheit oft abgeschrieben, wenn sie ihr gefallen haben; und die Briefe an sie selbst machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben fast keinen Brief concipiret habe, noch so stolz gewesen bin, meine Briefe des Abschreibens werth zu achten: so schien es mir nöthig, diesen historischen Umstand anzuführen. Und da ich zugleich den Leser versichert habe, daß dieses nicht erdichtete, noch zum Druck geschriebene Briefe sind: so habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, diese Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins seyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das merkwürdigste sind, werden unzufrieden seyn,

daß ich beydes die meistenmale weggelassen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unsre Neubegierde bey gewissen Briefen etwas entbehrt, wenn sie die Namen der Personen, an welche sie geschrieben sind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht diesen, oder jenen, beleidiget haben, wenn ich seinen ganzen Namen hätte hinsetzen wollen? Würde es nicht gelassen haben, als ob ich meine Bekanntschaft mit ihm der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt; wer weiß sie nicht? Und in welchem Briefsteller findet man sie nicht? Ich habe über dieses die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefs selbst schließen können. Ein guter Freund, dem ich diese Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geantwor-

wortet, die Welt aus unsern Zeiten wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man sie erst erinnern müßte, aus welchem Gesichtspunkte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Gesetzt, daß diese Antwort nicht durchgängig hinreichend seyn sollte: so ist sie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt schuldig ist, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen habe ich blos jungen Leuten zum Dienste niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind; aber es läßt sich doch mit einer unvollkommnen Karte besser reisen, als mit gar keiner; und was ist zu thun, wenn keine zulängliche möglich ist? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leser stets mit meiner Meynung übereinstimmen werden. Nein! Es geht mit unsern Urtheilen, spricht Pope, wie mit unsern Uhren. Keine geht mit der an-

dern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der seinigen:

Tis with our Judgments as our Watches, none
Go just alike, yet each believes his own.

Ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß ich vielleicht schon zu viel gesagt habe. Leipzig, im Aprilmonate 1751.

Prakti=

Praktische Abhandlung
von dem
guten Geschmacke
in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Absicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundsätze der Beredtsamkeit zu Hilfe nehmen: so wird man sich die nöthigsten Regeln, welche die Briefe fodern, leicht entwerfen können. Wenn man sich endlich gute Beyspiele vorlegt, untersucht, warum sie schön sind, und sich be=

bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden; so wird man nicht allein seine Regeln vollständiger, sondern auch seinen Geschmack im Schreiben gewisser machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: so ist es sehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unsere Empfindung sagt sie uns, und ein geschwindes Urtheil des Verstandes, das sich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt sich in unsere Empfindung, ohne daß wir es allemal wissen. Wir wollen uns dieser Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Absicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredtsamkeit, aufsuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Qvintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehen anführen werden.

Das erste, was bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Be-

griff

griff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart *. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn schreibe, und ihn um etwas bitte: so kann und darf ich zwar nicht ganz so reden, als wenn ich vor ihm stünde. Allein man fasse einmal diese Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab; so werden tausend Leute sagen, daß der Brief nicht natürlich ist, und bald mit der Antwort fertig seyn, daß man im gemeinen Leben nicht so zu reden pflegt. Der Anfang von diesem Briefe mag so heißen:

* Qualis sermo meus esset, si vna sederemus, aut ambularemus, illaboratus & facilis: tales esse epistolas meas volo, quæ nihil habeant accersitum nec fictum. *Seneca* ad *Lucil.* epist. LXXV.

Gnädiger Herr!

Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. Hochwohlgebohrnen einen Sekretarius bedürftig sind, und ich mich zu sothaner Bedienung seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst geschickt gemacht habe ꝛc.

Ein Frauenzimmer von gesundem Geschmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunst bekannt ist, wird das Unnatürliche in diesem Briefe leicht fühlen Man redet nicht so; das wird ihre Kritik seyn. Und was ist wahrer? Wann verbindet man zween leicht zu verstehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird strotzend. Wann sagt man im gemeinen Leben: Nachdem ich heute viermal vergebens bey ihnen gewesen bin, so will ich mir die Freyheit nehmen ⸗ ⸗? Die Redensart, in Erfahrung bringen, ist der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß sehr mühsame Nachforschungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem solchen Eingange nicht die wich⸗

wichtigsten Entdeckungen vermuthen? Und es ist weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretair braucht. Wer wird zu einem großen Herrn sagen: Sie sind eines Sekretairs bedürftig. Das Wort, bedürftig, ist ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer solchen Person vorrückt, als der Verfasser des Briefs zu seyn glaubt, und ihn zum voraus von seinem Werthe zu benachrichtigen scheint. Sothane Bedienung; dieses Beywort hört man in Gesprächen nicht. Seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst ꝛc. Verflossen ist überflüßig; bestmöglichst ist durchaus fremd. Man kann also dadurch, daß man sich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen schon ziemlich bestimmen. Man kann dadurch wissen, wie man reden soll, wenn man vertraulich, wenn man scherzhaft, wenn man ernsthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig schreiben will.

Al-

Allein wer sieht nicht, daß wir im Briefschreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterschied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unsre Schreibart würde oft sehr unverständlich und schmutzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen so reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu sprechen pflegen. Hier geht also der Brief von dem Gespräche ab. Was seiner Natur nach in der Art zu denken und sich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft ist, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Gesittete und geschickte Leute enthalten sich auch solcher Dinge schon im Umgange, und noch mehr wird man dieses im Schreiben zu beobachten verbunden seyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent seine Worte aus den gesellschaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern sich bey den

Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man blos hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe einen Ekel zu erwecken. Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich sowohl von dem Altfränkischen als von dem Neumodischen in der Sprache gleichweit entfernet. * Man bedient sich im Schreiben der Worte**, die in der Welt üblich sind. Al-

* Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua. *Quint.* L. I. c. 6.

** Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad usum quotidianum, alio ad scenam pompamque sumuntur: sed ea nos cum jacentia sustulimus e medio, sicut mollissimam ceram ad nostrum arbitrium formamus, & fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. p. 500. *edit. Elzev.*

Allein durch die Art, wie man sie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andre im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihrer Sprache geschickt nach. Ich will dieses durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünschen, oder sein Beyleid zu bezeigen, die sehr gebräuchlich sind, und in denen man die Leute sprechen lassen muß, wenn man sie in einer Schrift redend einführen und das Natürliche beobachten will. Allein anstatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich lassen sollten: so werden sie vielmehr beschwerlich, wenn man sie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Gestalt zu geben sucht. Ich finde

z. E.

z. E. in einem Briefe diese Stelle: „ Indessen hoffe ich, Sie werden versichert seyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünsche, daß Sie nebst Ihrer Frau Gemahlinn alles ersprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die späteste Zeiten genießen mögen. „ Dieser Wunsch ist eine Formel, die man tausendmal gehört hat; aber läßt sie darum in einem Briefe natürlich, weil sie im Reden gewöhnlich ist? Nein, sie ist für den Brief zu gemein. Wenn ich schreibe: so thue ich nur, als wenn ich redete, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man sage hingegen: „ Sie können versichert seyn, daß mich ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteste Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünsche = =. “ Auf diese Art wird dem Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gesprächs abgefaßt: allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer Verbindung üblich.

Ih=

Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefs müßen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müßen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht sowohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redete, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken andrer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutsamen

Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Inhalt der Briefe Achtung geben. Wer weiß nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden; so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheurlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmög-

lich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen Briefen schläfrig denken müße, daß man allen feinen und schönen Gedanken den Zugang verwehren müße. Nein, man soll sich nur hüten, daß man sie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in seine Materie hinein zwingt. Endlich ist es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gesucht sind; man muß sie auch mit Bescheidenheit und Sparsamkeit anbringen. Ein Brief soll eben nicht einem armseligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ist; aber es muß auch kein pralendes Putzzimmer seyn, darinnen man eine Menge von Kostbarkeiten zur Schau ausgesetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerksamkeit ermüden, anstatt, daß sie dieselbe bequem sättigen sollten. Gesuchte Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie dem Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben so sehr, als ungekünstelte und doch

seine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Mine uns sanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschämte, durch eine muntere und nachläßige Mine gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl auspuzen. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht, und ermüden sie auch nicht, sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit von den ganzen starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gerne finden. Wir müßen daraus nicht schließen, daß dieses allemal die besten Gedanken in Briefen sind, die uns am ersten bey der Sache einfallen. Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das sich bey seiner

Zubereitung nicht gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekost zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil sie, wenn ich also sagen darf, zu natürlich ist. Sie hat, wie das Wasser, gar keinen Geschmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus sehr leichten, aber auch aus sehr leeren Worten und Gedankeu besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, weun man es merken läßt, daß man geistreich seyn will; eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht blos deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin, ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art sage.

ge. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht und geredet haben würden, oder daß wir es dem Verfasser doch gleich thun könnten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beyspiele zu erläutern suchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyspiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als

Muster * guter Briefe, angepriesen hat. Es ist ein Danksagungsschreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit seinem großen Gönner und Wohlthäter. Er sollte also die gesetzte und ernsthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Klient, der mit seinem Gönner

* Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des Junkerischen Briefstellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändlern für Geld alphabetweise hingeschmiert, sondern wirklich in solchen Umständen, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays übersetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts besser, als durch die Neukirchische Briefe behaupten könne, daß es den Deutschen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften und sinnreichen und bündigen Schreibart so wenig als den Franzosen fehle. = = Damit meine Leser nicht denken, daß ich blos aus Begierde zu widersprechen, so nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: so bitte ich sie, diese Briefe selbst zu lesen. Ich weiß wohl, daß sie von großen Männern sind gelobt worden; allein ich zweifle, daß diese Männer sie alle gelesen haben. Vielleicht hat sie der Name verführt.

ner spricht, kann seine Gnade zwar loben; aber er muß es bescheiden thun, und die Lobsprüche nicht übertreiben. Er soll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er soll sie nicht auf das Possierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt so:

Hochwohlgebohrner Herr rc.

Wann ich so verschwenderisch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero grossen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthänigsten Erkenntlichkeit schicket. Ich habe mir zwar vielmal vorgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobschrift zu fassen. Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und alle Schmeichelgedichte der alten und heutigen Poeten

durchstänkert, so habe ich allererst gesehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und ungemeine Formeln erfodert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten; weil sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem einzigen, und zwar fremden Menschen erwiesen. Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich Ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respekt bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne

Ew. Excellenz

unterthänigsten und gehorsamsten
Knecht.

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn sowohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen. „ Wenn ich so verschwenderisch mit „ Worten, als Ew. Excellenz mit

„ Wohl-

„ Wohlthaten wäre, so würde ich schon
„ nichts mehr haben, womit ich mich
„ für Dero heutige Gnade bedanken
„ könnte. „ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörete, welche anfangs mit der Mine des Witzes schmeicheln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen*: so würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verschwenderisch ist! Ist das die bedachtsame Sprache eines Klienten? und wenn nun auch Neukirch so verschwenderisch mit Worten wäre, als ein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten ist, würde er sich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke

* Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excussae risum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur. *Quintil.* VIII. 5.

ist natürlich, der im Grunde falsch ist, Neukirch begehet noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er haushältiger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: „Allein Sie werden dadurch nichts
„ ärmer: denn Sie haben alle Augen-
„ blicke neues Vermögen, mir Gutes
„ zu thun; da ich hergegen oft acht
„ Tage sinne, ehe ich nur eine Re-
„ densart finde, welche sich entweder
„ zu Beschreibung Dero großen Ge-
„ müths, oder zu Ausbildung meiner
„ unterthänigsten Erkenntlichkeit schickt.
Man sieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period solle eine Erklärung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das Dadurch ist undeutlich. Man muß großen Herren nichts von arm werden vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neu-

kirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Klienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verant-

worten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbete. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einen armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müßen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommener in seinem eignen Herzen machen, nicht aber, sie durch Worte zu erkennen geben. „Ich habe „mir zwar vielmal vorgenommen, mei„ne Gedanken auf einmal auszuschüt„ten ═ ═ „ das ist sehr unverschämt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein großes Geschenke. Der Lobspruch, der unmit-

telbar

telbar folgt, ist die größte Beleidigung für einen bescheidenen Mann. Einem gerade zu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches. Ein Klient verräth bey einem solchen Machtspruche einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller andern so genau zu kennen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der größte sey. Gesetzt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er setzt sonst zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeigungen erkaufen will, und der sich endlich aus Bescheidenheit das Recht nicht anmassen sollte,

die Verdienste seines Gönners mit so großem Geräusche zu bestimmen. „Aber
„ nachdem ich den ganzen Plinius gele-
„ sen, und alle Schmeichelgedichte der
„ alten und heutigen Poeten durchstän-
„ kert, so habe ich allererst gesehen, daß
„ Ew. Excellenz Ihres gleichen noch
„ nicht gehabt, und daß Dero neue
„ und ungemeine Gemüthsart auch neue
„ und ungemeine Formeln erfodert. „
Die ganze Stelle ist wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich seine Lobrede auf den Trajan. Also ist ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchstänkert. Durchstänkern ist ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn seinem Gönner auch Schmeicheleyen sagen wollen? Ihres gleichen ist ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer sagt im Ernste, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfodert seine neue und ungemeine Gemüthsart blos neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfasser die

For-

Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um sich von dem Unnatürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue und ungemeine Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungemeine Formeln erfodert u. s. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat betrunken hätte? „ Nun wollte ich mich auch hierum
„ wohl bemühen; allein ich fürchte, je
„ mehr ich sage, je mehr werde es die
„ Welt für Lügen halten, weil sie doch
„ unmöglich glauben kann, daß Ew.
„ Excellenz dieses alles an einem einzi-
„ gen und zwar fremden Menschen er-
„ wiesen rc. „ Hier ist erstlich der Zusammenhang dieses Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun sagt er, die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht würde

de glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redet jetzt von seiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauterischen Verdiensten. Besteht denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Rauter besser ist, als alle übrige Sterblichen, blos darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gesteht, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verschonen. Er fährt fort: Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ist dieses nicht der schönste Gedanke in dem Briefe, so ist es doch der wahreste. „ Ew.
„ Excellenz kennen mein Herz, und fin-
„ den alle Buchstaben darinnen, welche
„ zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie
„ machen sich ihr Loblied selber, und
„ seyn zufrieden, daß ich mit unterthä-
„ nigstem Respekte bewundre, was ich
„ doch nicht anders vergelten kann, als
„ daß ich mich nenne Ew. Excellenz

„ unterthänigsten und gehorsamsten „ Knecht. „ Nachdem der Verfasser in dem ganzen Briefe mit seinem Gönner pedantisch complimentirt hat, so wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt sein Herz, und findet alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig sind. Es ist beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkasten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer einfallen sollte, der sich sein Loblied selber macht. Erst hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredet, jetzt treibt er die Bescheidenheit noch höher und spricht, daß nur die blossen Buchstaben zu einer Rede in seinem Herzen fertig liegen. Wenn dieses kein falscher Gedanke ist, so muß gar keiner möglich seyn. Was sind Buchstaben im Herzen? Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen mein Herz und wissen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Danksagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt,

nö-

nöthig sind. Auf diese Art beziehet sich der Gedanke nur auf die Danksagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beydes anspielen. Sie machen sich ihr Loblied selber, eine grobe Schmeicheley! Und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respekte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne ꝛc. Der Schluß ist eben so spitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er sich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären sie vergolten, wenn sie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief ist unnatürlich. Die Gedanken sind frostig, kindisch und falsch. Der Zusammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, ist gezwungen. Der Ausdruck ist niedrig, schmutzig und undeutlich. Die meisten von den Neukirchischen galanten Briefen können zu Muster dienen, wie ein Brief nicht beschaffen seyn muß, wenn er natürlich seyn soll.

Der erste Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbesondere in Briefen,

zu verbinden pflegen, ist das Leichte; dieses entstehet aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks*. Allein ich habe schon erinnert, daß dieses nicht genug ist. Wenn das blosse Verständliche und Deutliche, in so weit es dem Dunkeln und Schwülstigen entgegen gesetzt ist, eine Schreibart schön machete: so wäre nichts leichter, als gute Briefe zu

* Man schreibe, damit man verstanden werde, und nicht allein, damit man verstanden werde, sondern daß uns der Leser auch gewiß, bald und ganz verstehe. Man muß also alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart schaden kann; unverständliche oder verlegne Worte, oder solche Worte, die zwar gebräuchlich sind, denen wir aber andre Begriffe geben, als sie im gemeinen Leben haben, oder die sonst zweydeutig sind; unrichtige Wortfügungen, weitschweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze. Cicero lehrt uns dieses im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo - - diutius commoremur, vt disputemus, quibus rebus assequi possimus, vt ea, quae dicimus, intelligantur: Latine scilicet dicendo, verbis vsitatis, ac proprie demonstrantibus ea, quae significari ac declarari volumus, sine ambiguo verbo aut sermone, non nimis longa continuatione verborum - non discerptis sententiis, non praeposteris temporibus, non confusis personis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig seyn, und man kann doch noch

zu schreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verständlich schreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in seiner Sprache begeht, schreibt er noch nicht schön. Und niemand wird einen darum loben, weil er so geredet hat, daß die Anwesenden seine Meynung haben verstehen können; sondern man verachtet den, der es nicht

noch in seinem Vortrage dunkel und räthselhaft werden, wenn man zu viel oder zu wenig Worte macht; gewisse Umstände verschweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erste, nichts das andre seyn läßt, oder bald von diesem, bald von jenem redet. Diese Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewisse Uebung erfodert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, so bald sie davon schreiben. Im Reden waren sie unbesorgt, und sich selbst überlassen; darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben sie auf sich Achtung, und weil sie besser schreiben wollen, als sie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdruckes sind: so verfallen sie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil sie alles umschreiben, und kostbar sagen wollen. Est etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti specie nitoris circumeunt omnia copiosa loquacitate, quae dicere volunt. *Quintil.* VIII. 2

nicht thun kann.* Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müßen. Man muß endlich das Natürliche nicht blos in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, sondern in dem Ganzen, in dem Zusammenhange der Gedanken unter einander, suchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufließen scheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verstande nöthig ist; wenn keiner da steht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilet, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar schlußweise zusammenhängt, den wir aber leicht selber denken können, und deswegen in der Reihe auszulassen pflegen; wenn dieses ist: so heißt der Zusammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird also bey dem Natürlichen nicht blos mit dem Leichten

zu-

* Nemo extulit eum verbis, qui ita dixisset, vt, qui adessent, intelligerent, quid diceret, sed contemsit eum, qui minus id facere potuisset. *Cicer.* de *Orat.* L. III. p. 463. *ed. cit.*

zufrieden seyn müßen, sondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in den Gedanken zu treffen, welche sich hieher am besten schicken, welche die Sache nicht allein am deutlichsten, sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken können. Dieß, dieß ist das große Verdienst der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht ist, gefällt deswegen, weil es leicht und verständlich ist, sonst müßte die matte Schreibart am meisten gefallen. Es giebt vielmehr tausend schöne und edle Gedanken, bey denen der Leser fühlt, daß er sie nicht würde gehabt haben, die ihn sogar einige Mühe, sie zu verstehen, kosten; nichts destoweniger gefallen sie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und sieht, daß sie dem andern in seiner Art zu denken, natürlich gewesen sind, ob sie gleich ihm selber nicht natürlich sind. Wenn ich sage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut schreiben; so ist nichts leichter, nichts verständlicher. Aber wird dieses Leichte

darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille * sage:

Pour bien ècrire encor j'ai trop long-tems ècrit,
Et les rides du front passent jusqu' à l' esprit.

„ Um noch gut zu schreiben, habe ich „ zu lange geschrieben, und die Runzeln „ meiner Stirne erstrecken sich bis auf „ meinen Witz: “ Wenn ich dieses sage: so scheint der Gedanke nicht mehr so natürlich zu seyn, als der erste; und er ist doch eben derselbe, und rührt mich nicht mehr als der erste. Ob nun gleich ein Brief der scharfsinnigen und großen Gedanken nicht sehr fähig ist; so verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieses Lebhafte besteht oft in der Art, den Gedanken vorzustellen, darinnen, daß man ihm durch die Aussicht, in der man ihn sehen läßt, eine Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe sie mit einer Sache zu Stande kommen. Er ist natürlich; aber

* Oeuvres diverses de *Pierre Corneille*, à Amsterdam 1750. p. 84.

aber er ist darum nicht lebhaft. Die Begriffe sind zu allgemein. Man bestimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weise, die Ursachen: so wird der Gedanke sinnlicher, und deswegen lebhafter. Man sage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus est.

Indem sie etwas thun wollen, indem sie sich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unsere Einbildung etwas zu thun. Sie sieht die Hände der Schönen gleichsam beschäfftigt; sie stellt sich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwägne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch seine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbestimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeschlossen ist, trägt auch viel seiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, so wird er seinen Werth verlieren. Man sage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe sie jedes durch die Musterung gehen lassen, und den Puder recht gleich darauf streuen, ehe sie

das Nachtzeug anstecken, und die Bänder knüpfen: so kann leicht ein ganzes Jahr vorbey streichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn schwächen. Ich konnte dieses alles bey dem moliuntur und comuntur selbst denken, und leicht denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn also eine Schreibart aus vielen Gedanken, die blos verständlich sind, besteht; so kann sie matt werden: wenn sie aus müßigen und solchen Gedanken besteht, die wir leicht von uns selbst hinzusetzen können; so wird sie langweilig und weitläuftig. Eben dieses kann entstehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, sehen lasse; oder wenn ich nicht die besten, die richtigsten, die abgemessensten Worte wähle; das heißt solche, welche die Begriffe der Sache am geschwindesten und stärksten erwecken können. Dieses ist nicht die gute natürliche, sondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie

ist freylich deutlich; aber man schläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, ist ein geringes Verdienst, und heißt mehr von Fehlern frey seyn, als eine große Tugend in sich haben. Und wie der Leib, wenn er seine Dienste verrichten soll, nicht allein gesund, sondern auch lebhaft, und stark seyn muß: so muß gleichfalls die Rede und sogar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank seyn, sondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geschrieben:

Werthester Freund!

Da Sie so lange nicht an mich geschrieben haben, und ich beynahe nicht mehr weiß, was ich denken soll; so habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Ursache Ihres langen Stillschweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu schreiben. Ich möchte beynahe sagen, daß ich böse auf sie wäre. Aber vielleicht sind Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, oder

durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben sollte, mich Ihres Andenkens zu versichern. Ich befinde mich, dem Himmel sey Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen studiere, und mich zuweilen auf allerhand Art erlustige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin rc.

Ist dieser Brief nicht deutlich? Die Worte sind verständlich, und üblich, und grammatisch richtig. Die Gedanken sind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zusammenhang ist nicht gezwungen. Er hat also in Ansehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abwesenheit offenbarer Fehler erzeuget noch keine Schönheiten. Er ist so deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entstehet aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter übersehen werden, als ein Ast, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter und doch eben so deutlich seyn, als er ist, er hätte nur mit einer freyern Art

abgefaßt werden dürfen. Will man sehen, wie viel die Art, eine Sache zu sagen, dem Briefe hilft, und worinnen sie besteht; so halte man einen Brief des Plinius von eben diesem Inhalte gegen den ersten. Er schreibt an seinen Freund Paulinus *:

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weiß ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß wäre, und bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre

Ent=

* S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe sowohl in diesem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateinische Du durch unser Sie ausgedruckt. In einer ganzen Uebersetzung würde ichs schwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beyden, als ein Exempel anführe, schien mir das Sie nöthig zu seyn, um die Aehnlichkeit der alten und unsrer Briefe fühlbar zu machen, und den Leser geschwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieselben gewesen sind.

Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergetze mich zuweilen durch Studieren, zuweilen auch durch Müßiggang. Beydes habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäfften zu danken. Leben Sie wohl!

Dieser Brief ist unstreitig besser, als der erste, und man kann leicht sehen, warum. Er ist lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beyde Briefe mit einander gemein haben, sind in diesem besser geformt, darum ist er feiner. „Sie können mich nicht anders wieder gut machen, als wenn Sie mir nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses wird mir die beste Entschuldigung seyn; alle andere werde ich verwerfen ‥“ Von diesen Einfällen weiß der erste Brief nichts. Beyde reden vom Böse seyn. Der erste spricht: Ich möchte beynahe auf Sie böse seyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geschickt,

und eine große Zubereitung zu einem sehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein Beynahe schwächt, gemacht hat. Der andere kehrt es um. Er fängt mit dem Böse seyn an, ohne die Ursache zu sagen. Dieses ist nicht allein natürlicher, sondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerksamkeit. Der erste Brief macht einen Einwurf wider das Böse seyn, der andre auch. Jener sagt gerade zu, „aber vielleicht sind „Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, „oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das will „ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit sollte abgehalten haben, mich Ihres Andenkens zu versichern.„ Dieser betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böse zu seyn, daß der andre so lange nicht an ihn geschrieben. Er ist zu bescheiden, daß er sein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als seinen Freund, zu schreiben, gründen sollte. Er läßt seinen kleinen Zorn nicht

blos

blos aus dem langen Stillschweigen seines Freundes entstehen. Er rechtfertiget ihn erst durch die Natur der Liebe. Dieser nimmt also mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch seiner Vorstellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt so behutsam mit seinen Freunden reden sollte, und ob dieses nicht schon zu gekünstelt wäre. Mich deucht, Plinius, dessen Briefen man die Mühe und das Studierte sonst leicht ansieht, ist hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam sit amor iniquus interdum, impotens saepe, μικραίτιος semper, scheint mir zu geputzt zu seyn. Das interdum, saepe, semper, ist ohne Zweifel gesucht. Indessen ist die Stelle im Lateinischen nicht so beleidigend, weil sie kürzer ausgedrückt ist, als im Deutschen geschehen kann, und deswegen nicht so lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelste Glied wegnimmt, so wird sie nachläßiger. Die Entschuldigung vom verreist seyn, vom krank seyn, weiß Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er

läßt seinen Freund selbst reden: Non sum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in seinem Briefe ist ungleich stärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Versuch machen. Ich will einem Freunde sagen, daß mir seine Abwesenheit sehr schwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntschaft erfreue, in die er mit einem gewissen gelehrten Manne gekommen ist.

Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn General gefallen wollte. Dieses war mir nicht lieb. Um desto angenehmer ist mirs, da ich nunmehr erfahre, daß es Ihnen besser da gefällt; und daß Sie jetzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn General überschickt, zufriedner sind, als Anfangs. Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich zuweilen wünsche, es möchte ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu sehen, und mich zu überreden, daß Ihnen ohne mich nichts recht angenehm seyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. Ueber die vertrauliche Bekanntschaft, die

sie

sie mit dem gelehrten Herrn N. gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie Sich, ja seine Liebe vollkommen. Leben Sie wohl!

Dieser Brief scheint ziemlich natürlich zu seyn. Wer indessen wissen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichen Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben diesem Falle reden. Er schreibt an den jungen Trebatius, den er sehr liebte, und der damals bey dem Cäsar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius sehnet sich im Anfange sehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief so zu übersetzen suchen, daß das Eigenthümliche der deutschen Sprache nichts dabey leiden soll*.

Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit sich selber sind, die lieben! Anfangs war ich unzufrieden, daß es Ihnen bey dem Cäsar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da gefällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über meine Empfehlung an den Cäsar kein größres Vergnügen hätten, und nun thut mir

* S. den 15ten Brief des siebenten Buchs.

es weh, daß Ihnen etwas ohne mich angenehm ist. Doch lieber mag mich die Sehnsucht nach Ihnen beunruhigen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht erlangen sollten. Ueber Ihre Freundschaft mit dem liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich ein unbeschreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, daß er Sie recht sehr lieben muß. Sie können nichts schöners aus dieser Provinz zurück bringen, als seine Freundschaft; glauben Sie mirs! Leben Sie wohl!

In dem Vortrage dieses Briefs ist weit mehr Natur, als in dem ersten, und weit mehr Beredtsamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunst sein Herz hat reden lassen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius seine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck ist so einfältig, als die Gedanken sind, und eben so gefällig, weil er richtig und nicht weiter, oder enger ist, als die Vorstellung es erfodert. Man mache, daß sich die Gedanken nicht mehr so genau berühren, und setze Zwischengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre

Kür-

Kürze, und suche sie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateinischen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, sogleich wird die Schönheit dieses Briefes verschwinden. Rollin hat das Verdienst der Ciceronischen Briefe vortrefflich bestimmt*.

* Ses lettres peuvent nous donner une juste idée du stille épistolaire. Il y en a de pur compliment, de remercîment, de louange. Quelques-unes sont gaies et enjouées, où il badine avec esprit: d'autres graves et sérieuses, où il examine des questions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; et celles là ne sont pas à mon sens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite qu'il a gardé dans le gouvernement de sa province, sont un parfait modele de la netteté, de l'ordre, et de la précision, qui doivent regner dans des mémoires et dans des rélations: et l'on doit sur tout y remarquer la maniere adroite et insinuante, qu'il emploie pour se concilier les bonnes graces de Caton--Sa fameuse lettre à Lucceius, où il le prie d'écrire l'histoire de son Consulat, sera toujours regardée avec raison comme un monument éclatant de son éloquence, aussi bien que de sa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à son frere Quintus, où toutes les graces et toutes les finesses de l'art sont mises en usage *De la maniere d'enseigner & d'etudier les Belles-Lettres*. T. III. à Amsterd. 1736. p. 105. etc.

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann bestehet das Verdienst desselben, wie ich schon erinnert habe, in dem Zusammenhange und der Vollständigkeit seiner Theile. Wenn ich einen Brief schreibe: so habe ich den Inhalt schon, und ich bin nicht sowohl bekümmert, was ich dem andern sagen will, als wie ichs ihm sagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung besteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und schließen werde. Wir reden also nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung soll er abgefaßt werden? Gehört eine gewisse abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewisse Kunst oder verschiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief ist: so wird man sich diese Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung

nung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von solchen Dingen spricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedienet sich im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man setzt gemeiniglich das, was in der Sache das erste ist, voran. Man fährt mit den Vorstellungen fort, wie sie sich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigste gesagt zu haben. Dieses ist auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene sich also keiner künstlichen Ordnung, keiner mühsamen Einrichtungen, sondern man überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken, und setze sie nach einander hin, wie sie in uns entstehen: so wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich seyn.* Diese Regel bleibt stets

die

* Illam vnam esse artem epistolarum in eloquendo censebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo stulti sensus aut inepti, & nimis perturbatus abesset ordo. *Io. Ludov. Vives*, de conscr. epistol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laborn: qui optimus in epistola neglectus aut nullus, ut in col-

die beste, so viel man auch dawider einwenden mag. Man kann sagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen sehr unnatürlichen nnd unordentlichen Brief schreiben kann, nämlich, wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm ist. Es ist wahr; aber wir setzen einen gesunden Verstand zum voraus. Diesen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute sind von Natur so finster, daß sie auch bey den gemeinsten Dingen noch unordentlich denken. Diesen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer seinen Verstand noch gar nicht durch den Umgang mit geschickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Lesen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen bösen Geschmack gar schon verderbet hat, der wird freylich nach dieser Re-

loquiis incuriosum quiddam & incompositum amamus - - Omnino *decora est incuria*: & recte monuit Cicero: *epistolas debere interdum hallucinari.* Itaque ille ipse haesitat, reuocat, turbat, miscet: nec quicquam magis curasse videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipsius* Institut. Epistol. C. VI.

Regel immer noch elende Briefe schreiben können. Unterdessen ist sie die einzige, der man folgen soll. Alle die künstlichen Methoden, nach welchen uns unsre Briefsteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und seine Gedanken in gewisse Behältnisse zwingen soll, in die sie sich meistentheils nicht schicken, sind niemanden anzupreisen *. Ja man kann beynahe das von ihnen sagen, was Cicero von einer gewissen Anweisung zur Beredtsamkeit gesagt hat. Cleanth, spricht er, hat eine Redekunst geschrieben; aber so, daß man nichts anders zu lesen braucht, als ihn, wenn man verstummen will **. Die Erfinder dieser Künste haben es unstreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Brief-

schrei-

* Superstitiose faciunt, qui libertatem illam epistolarem certis partibus alligant, atque ejusmodi seruituti includunt, cujusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In simplicibus argumentis eum sequamur ordinem, quem consilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae. *Erasmus* de *rat. consc. epist.* p. m. 98.

** Scripsit artem rhetoricam, Cleanthes, sed sic, vt si quis obmutescere concupierit, nihil aliud legere debeat. *de finib.* l. 4. c. 7.

schreiben zu erleichtern hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn sie die schlimmste Absicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe schreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfassen, bald in der Gestalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald so, daß wir unsre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Consequens einspannen müßen. Sie wollen uns, sage ich, auf diese Art bey Zeiten gute Briefe schreiben lehren, und sie machen, daß wir Zeit Lebens schlechte schreiben lernen, wenn wir uns einmal an diese Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieses Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewisse Anfangs- und Schlußformeln, gewisse Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich sind, gleichsam als Hüter, damit unsre Gedanken nicht aus ihren

Fes-

Fesseln entrinnen können. Der Gebrauch dieser Methoden ist unstreitig an dem schlimmen Geschmacke in Briefen hauptsächlich Ursache, der lange Zeit in Deutschland geherrscht hat*. Die Briefe haben nothwendig steif und ängstlich werden müßen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erstickt hat. Sie haben einförmlich und ekelhaft werden müßen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hierzu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleysprache wäre die beste und also auch die Sprache der Briefe; welches eben

so

* So groß die Menge der deutschen Anweisungen zu Briefen ist: so groß, ja noch viel größer ist die Anzahl der lateinischen, die zu Theil von großen Gelehrten aufgesetzt worden, und doch nur zu beweisen scheinen, daß es eine vergebne Mühe ist, das Briefschreiben in die Form einer Kunst zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeschrieben; andere über die Anweisungen der andern Commentarien gemacht; die meisten nur für die lateinische Sprache gesorgt. Ludwigs a Vives Anleitung scheint in Ansehung der übrigen den Namen aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipsius haben selbst nichts aus ihren Anweisungen gemacht. Man findet indessen noch allemal Spuren großer Männer darinn. An

Phi-

so viel heißt, als wenn man sagete, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigsten gehört, und beynahe gar nicht verstanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer solchen künstlichen Einrichtung eines Briefs aus Junkers Briefsteller vor uns nehmen, um den Werth der Dispositionen kennen zu lernen. Er sagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man setze, sagt er, erst den Hauptsatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beschließe man.

Das

Philipp Horst und Valentin Erythräi Anleitungen trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechischen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem ersten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in seiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beyden Bücher περὶ τῶν ἐπιςολικῶν τύπων, de epistolar. formis s. tipis, und περὶ τȣ̃ ἐπιςολτικȣ̃ Χαρακτῆρος, de charactere epistolico, die einige dem Libanius zuschreiben, daß von denen das letzte eine mühsame Eintheilung der Briefe ist. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nikobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit und der Anmuth eines Briefs, ist vielleicht mehr werth, als manche di-

c*e

Das Skelet von einem solchen Briefe sieht nach seinem Aufsatze a. d. 74 S. also aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß dessen Eheliebste gestorben sey.

Beweis: Denn sie war ihrer Tugenden wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per distributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeigung gegen jedermann.

cke Anweisung. Es ist unter seinen Briefen der hundert und neunte. Caselius hat einen Commentarium darüber geschrieben. Die französische Anweisung, die vor Richelets Sammlung auserlesener Briefe steht, verdient gelesen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. à Amsterdam 1750. zu finden ist. Unter den deutschen Anweisungen haben sich des Herrn Magister Stockhausens Grundsätze den meisten Beyfall erworben. Wer aber im Lateinischen eine recht kurze und sehr schöne Anleitung zu Briefen lesen will, der schlage in des Herrn Professor Ernesti seiner Rhetorik das Kapitel von Briefen nach, S. 798.

Beschluß: Darum ist es kein Wunder, wenn er, sowohl als ich, nebst andern Freunden, darüber gar sehr bekümmert worden.

Endlich setzet man einen Trost nach gegenwärtigem Exempel bey, und beschließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieses Aufsatzes klingt also:

Wohledler,

Hochgeehrter Herr Sekretair!

Niemals bin ich so sehr bestürzt gewesen, als bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich die unverhoffte Nachricht von dem Absterben Deiner werthesten Eheliebsten bekommen. Die Spuren von den Thränen, so Du in währendem Schreiben vergossen, lockten mir gleichfalls die Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um desto weniger der Thränen enthalten, je größer der Verlust ist, den nicht allein Du, sondern auch alle diejenigen, so keine Feinde der Tugend sind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebsten und ihre ungemeine Bescheidenheit und Freundlichkeit

in dem Umgange mit jedwedem, ist werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von solcher Beschaffenheit, wie die Deinige gewesen, erkennen, den Verlust mit Dir beklagen, den Du insbesondre leidest. Ich weiß Dir selber keinen Trost zuzusprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geist des Trostes in Dein Herz schicken, daß Du in christlicher Gelassenheit die Weisheit seiner Wege erkennen mögest. Ich meines Orts wünsche, daß ich forthin Dir allemal durch etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich sey ꝛc.

Man betrachte nur die Erweiterung der Ursache, (Aetiologie) und sehe, ob sie natürlich ist. „Ihre (der verstorbe-
„nen Frau) Gottesfurcht, Häuslich-
„keit, erbauliche Kinderzucht, unge-
„färbte Liebe gegen ihren Eheliebsten
„und ihre ungemeine Bescheidenheit
„und Freundlichkeit in dem Umgange
„mit jedwedem ist werth, daß alle,
„welche den Werth einer Ehefrauen
„von solcher Beschaffenheit, wie die
„Deinige gewesen, erkennen, den Ver-
„lust mit Dir beklagen, den Du insbe-
„sondre erlitten hast--„. Das heißt,

deucht

deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, sondern durch überflüßige Begriffe beschweren, und durch eingeschobne Worte aus einander dehnen. Man sieht dieser Erweiterung das Studierte, das Mühsame, auf allen Seiten an; und eben dieses Mühsame und Gesuchte ist wider den Affekt der Traurigkeit, den ich dem andern zu erkennen geben will. Um diese Ursachen auszudenken, brauche ich Gelassenheit und Nachsinnen. Wenn ich also die Gründe gleichsam in einer Schlachtordnung nach einander hinstelle: so zeige ich an, daß ich nicht sehr bestürzt gewesen seyn muß. Keine Ordnung würde bey dieser Gelegenheit die beste Ordnung gewesen seyn. Wer pflegt gegen seinen Freund so stuffenweise zu declamiren, wenn er ihm mündlich sagen will, daß er den Verlust seiner Frau bedauere? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wenn er mit ihm von ihrem Tode spricht? Wäre der Verfasser wirklich gerührt gewesen, so würde ihm bald dieses, bald jenes, von diesen Um-

stän-

ständen eingefallen seyn; aber nicht auf einmal, und in einem Perioden; so pflegen wir im Affekte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte sich in keine Chrie zwingen lassen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, sondern an seine armen Freunde gedacht, und seine Empfindungen niedergeschrieben: so würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden seyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beyden Sätze: Ihre wackere Frau ist gestorben, ich bin betrübt darüber; bieten sich durch die Sache selbst an, und die Chrie sagt nichts mehr, als daß ich diesen vor, und jenen nachsetzen kann, oder umgekehrt. Dieses hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat dem Verfasser zu einem einzigen ängstlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe ist alles willkührlich hinzu gesetzt, und der junge Mensch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieses Modell getrost abschreiben. Sollte man also wohl

junge Leute nach solchen Methoden in Briefen anführen, wenn sie auch nicht unnatürlich wären? Das beste Mittel, diese Methoden zu widerlegen, sind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme sie, und sage uns, in welcher Form sie geschrieben sind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der sich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Diese guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus diesen Exempeln sehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeßne Ordnung giebt, die man schon im Vorrathe hat, ehe man den Brief schreibt: sondern daß die Vorstellung des Inhalts jedesmal die Einrichtung giebt; daß diese nicht gezwungen seyn darf; daß sie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlassen ist. Junge Leute werden tausendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu lesen giebt, und sie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald se-

hen,

hen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die sich zur Sache schicken, ausfüllen soll. Man mache sie auf die natürlichen, und oft blos wegen ihrer Einfalt schönen Stellen auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerksam. Man lasse sie oft aus wohlgeschriebenen Briefen einen trocknen und kurzen Inhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Inhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen ist; wie er alles verderbt haben würde, wenn er diesen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft selbst einen Hauptinhalt aus einem solchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage sie, wie sie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwischengedanken durch Fragen erfinden. Man lasse sie den Brief aufsetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original selbst*. Dieses wird die

Fä-

* Bey der Durchsicht ihrer Briefe folge man der Gellerts Briefe.

Vorschrift des Erasmus: Neque sat habeat doctor, ma-

Fähigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, sondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geschmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel versuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebster Freund!

Fahren Sie doch heute mit mir spatzieren. Es ist so schönes Wetter. Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne ihre Gesellschaft keines haben werde. Wenn Sie mir

manifesta sermonis vitia castigare, verum si quod verbum parum elegans, si minus ornatum, si sordidum, si durius translatum -- si quid absurdius compositum, si quid asperum, si quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum si quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: si quid additum, quod non cohaereat: si quid praeteritum, quod inseri oportebat: si quod argumentum futile, vanum, translatum aut alioqui vitiosum: si quod decus parum feliciter affectatum: si jocus sit frigidior: si languidius dictum, quod acrius oportebat: sicubi a decoro fuerit recessum: si tractationis color parum prudenter sit delectus: si verbosius tractatum, quod oportebat brevius: aut si brevius perstrictum, quod fusius erat tractandum. Nec simul tamen omnia reprehendet praeceptor, sed alias alia. De conscrib. epist. p. m. 52.

mir dieses sageten, so käme ich gewiß. Der Wagen ist schon bestellt. Wollen Sie kommen? Ja.

Wenn ich also einen jungen Menschen nach diesem Exempel üben wollte: so würde ich ihm sagen, er sollte an einen guten Freund schreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm spatzieren führe. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Lust hätten, spatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieser Gelegenheit mündlich sagen? „Daß ich Lust hätte spatzieren zu fah-
„ren; daß heute schönes Wetter wä-
„re; daß er mir einen großen Gefallen er-
„weisen würde, wenn er mit mir führe.“ Aber ist das nicht zu viel begehrt, daß er blos Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll? „Nein, er kann ja eben
„das Vergnügen in meiner Gesellschaft
„haben, das ich in seiner habe.“ Wollen Sie ihm dieses sagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu stolz gesprochen ist? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll; aber wenden Sie den Gedanken so, daß

er vortheilhaft für ihren Freund wird. Lassen Sie ihm sehen, wie sehr Sie ihn lieben. " Ich will ihm also sagen, daß „ ich überhaupt ohne seine Gesellschaft „ kein Vergnügen genießen könnte. " Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke ist zu allgemein, und klingt zu schmeichlerisch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn blos auf die jetzige kleine Reise ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hilfe, und sagen Sie mir nunmehr, wie Sie schreiben wollen. = =

„ Ich werde schreiben:

„ Haben Sie doch die Gewogenheit für „ mich, und fahren Sie heute mit mir „ spatzieren. Es ist ein so schöner Tag, „ und ich sage Ihnen, daß ich ohne „ Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf „ dieser Reise haben werde. „ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er soll Ihnen einen Gefallen thun. " Ich will ihm „ sagen, daß ich ihm wieder eben die-

sen,

„ sen, oder einen andern Gefallen erwei-
„ sen will.“ Ich will also fortfahren:
„ Sie können versichert seyn, daß ich
„ Ihnen eben diesen Gefallen bey an-
„ dern Gelegenheiten erzeigen werde.„
Diese Stelle ist mir zu matt. Ihr, Sie können versichert seyn, ist nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben diesen Gefallen wieder erweisen wollen, ist gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs:
„ Ich will Ihnen alles wieder zu gefal-
„ len thun, wenn Sie mir diese Freude
„ machen.„ Wollen Sie noch was weiter sagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende?
„ Ich bitte noch einmal.„ Wie wollen Sie also schließen? „ Thun Sie es
„ doch, und kommen Sie, ich bitte Sie,
„ ich bitte Sie recht sehr.„

Nunmehr würde ich seinen Brief gegen den ersten halten. Ich würde ihm zeigen, daß seine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein besonde-

rer Zierath in einem freundschaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „ untersuchen Sie nicht, „ wie viel Sie Vergnügen auf dieser „ Reise haben werden; denken Sie „ vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Ge- „ sellschaft keines haben werde, „ weit besser sey, als die seinige: „ Ich sage „ Ihnen, daß ich ohne Ihre Gesellschaft „ kein Vergnügen auf dieser Reise haben „ werde. „ Die erste ist natürlicher. Sie erinnert ihn an sein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reise entschließen sollen. Sie benimmt dem andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobspruch. Der Lobspruch selber wird bescheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf diese Art kann man jungen Leuten sagen, wie sie einen benannten Gedanken durch die Wendung auf gewisse Art neu machen können; wie sie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müßen, wenn er gefallen soll.

Ich würde ihm endlich sagen, warum der Schluß in dem ersten Briefe einigen Vorzug vor dem Schlusse seines Briefs hätte. Wüßte ich einen gezwungenen Brief von eben diesem Inhalte: so würde ich ihn solchen lesen lassen, und ihn nöthigen, mir sein Urtheil zu sagen. Es steht einer in Junkers Briefsteller, der eben diesen Inhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund!

Sie sind es nun von langer Zeit her überzeugt daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie durch Ihre werthe Gesellschaft mir solches nicht gleichsam erst angenehm machen. Da nun heute überaus schön Wetter ist, welches mich anreizet, eine Spatzierreise zu thun: so bitte ich mir die Ehre Ihrer Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden sodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden.

Er würde mir das Gezwungene in der Verbindung, und in den Perioden das Matte, das Fremde in den Worten und

Redensarten aufsuchen, und mir die Ursachen sagen müßen. Diese Arbeit stärkt die Einsicht, und vermehrt den guten Geschmack oder die geschwinde und zarte Empfindung, das, was schön oder nicht schön ist, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen schön macht, in seinen Verstand eindrücken. Es ist oft keine Ursache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen üblen Geschmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geschmack an schönen Beyspielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerst an schlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Briefsteller, wenn man natürliche Briefe schreiben will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese sie mit Aufmerksamkeit, mehr als einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer besonders: so ziehe man, wie ich schon gesagt

ha-

habe, den Hauptinhalt in Gedanken heraus, und sehe, wie ihn der Verfasser einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu seiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umstände, wodurch der Verfasser zu diesem oder jenem Einfalle gekommen ist, und wie sie sich an der Sache dargeboten haben. Man sehe, wie er sich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutschen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen lesen können *, oder sich mit Uebersetzungen behelfen wollen.

* Unter der großen Menge französischer Briefe sind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquisinn von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen Büssi Rubütin, von dem Grafen von Estrades, von Crebillon, dem Jüngern, von Racinen, dem Aeltern, von Rousseau, und von Voltairen in seinen Werken haben, unstreitig die besten. Man findet die Briefe der Babet in den lettres de Respect, d'Obligation & d'Amour de Mr. Boursault. à Paris 1667. Dieses muntre und witzige Mädchen beschämt den Boursault sehr durch ihre Briefe. Es sind ihrer kaum dreyßig. Boursault sagt in der Vorrede,

Will man sich selber im Briefschreiben üben: so wird man sehr wohl thun, wenn man im Anfange gute Briefe übersetzt. Allein diese Arbeit ist sehr gefährlich, wenn man sie ohne Aufseher unter-

rede, daß er die andern weggeliehen, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die seinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfinn von Grignan, geschrieben, ist bekannt. Man hat sie in 6. Bänden zu Haag 1726. wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen französischen Hofe hat, wird freylich vieles nicht genug verstehen, oder nicht genug schmecken. Sie sind von 1670. an geschrieben. Die Briefe des Büssi würden vielleicht noch schöner seyn, als sie sind, wenn der General, der Staatsmann, der Akademist, weniger darinn redete; mit einem Worte, wenn der Graf nicht ebenso stolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Estrades, die zu Brüssel 1709. in fünf Bänden unter dem Titel, Lettres, Mémoires et Négociations, herausgekommen sind, und die er als französischer Abgesandter in Holland geschrieben, sind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten schreiben wollen. Sie haben als Nachrichten das Verdienst, das aus der Kürze mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunst entsteht mit einem Prinzen zu rathschlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu schonen, ohne sie zu verändern. Es sind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche sein Herr, der König, und Lionne an ihn geschrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Ma-

unternimmt, und nicht Einsicht genug in beyde Sprachen hat. Man kann das schönste Original durch eine halbgetreue Uebersetzung verderben. Das heißt nicht getreu übersetzen, wenn man nur den

 Sinn

Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Ansehung der Moral nicht angepriesen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer schreibt an Ihren Liebhaber. Es ist wahr, daß sie bey ihrem Tode sehr unruhig wird; daß sie sich die größten Vorwürfe macht; und vielleicht soll dieses die Lehre seyn. Aber sie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieses auch eine Lehre seyn? Außerdem sind sie eine Originalgeschichte des menschlichen Herzens, wenn es liebt. Sie sind natürlich geschrieben, so bald man ein Frauenzimmer von Verstande und von der Gemüthsart der Marquisinn voraus setzt. Eben so genau schildern die Briefe der Ninon L'Enclos (Lettres de *Nino* de *L'Enclos* au Marquis de Sevigne. *à la Haye* 1750.) das menschliche Herz ab, und sie würden es noch genauer abschildern, wenn sie nicht manchmal besondere Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgensten Geheimnisse der Liebe so scharfsinnig, daß man die erhabne Enthusiasterey der platonischen Liebe nicht mit stärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen sie einzuwenden haben, wenn sie sich nicht zuweilen ein wenig allzusehr auf die andre Seite schlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend absprächen, und sie ganz für eine sinnliche Empfindung ausgeben wollten! Manche Wahrheit würde vielleicht der Leser lieber aus dem Munde einer Mannsperson, als aus dem

Sinn seines Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck seiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieses in meiner Sprache nicht mehr angeht, beydes mit

dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfasser, oder die Verfasserinn, hätten keine bessere Person zu ihren Briefen wählen können. Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte: so konnte sie eine L'Enclos am ersten schreiben. Uns deucht, daß sie den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind. Doch wer weiß, ob sie ihn nicht selber zum Verfasser haben. Racinens Briefe findet man in den Mémoires de Jean Racine, die sein Sohn vor etlichen Jahren heraus gegeben. Sie sind nicht allein als Briefe schätzbar, sondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieses vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit seinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit seinem Sohne reden, so ist er immer Racine. Er ist es sogar in den Briefen, die er in seinen ersten Jahren geschrieben, und sein noch nicht reifer Witz verräth doch schon den künftigen großen Geist. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten sinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Gesuchten vor; aber wann weiß ein Fontenelle nicht seine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von diesen und von Crebillons Briefen eine deutsche Uebersetzung; die erste ist von dem Herrn Professor von Steinwehr, und die andre von Herrn Strauben. An den sinnreichen Werken der Frau von Lambert (Oeuvres de Madame la Marquise de Lambert à Lau-

mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechseln wissen. Dazu gehört viel Geschmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdessen hat das behutsame Uebersetzen einen doppelten Vortheil.

D 7 Man

Lausanne 1747.) stehen auch einige schöne Briefe, davon man aber die meisten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Kritik, als Briefe im eigenen Verstande nennen könnte. Wer den feinen Geschmack des St. Mard kennt, der wird sich auch von seinen galanten und philosophischen Briefen, welche den zweyten Band seiner Werke ausmachen, nicht wenig versprechen können, obgleich der Verfasser selbst davon das Urtheil fehlt, daß sie zum Theil vielleicht zu tiefsinnig, zum Theil, als ein Werk seiner Jugend, zu schimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verschiedener französischer Scribenten auszugsweise in zween Bänden herausgegeben, und sie unter gewisse Classen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem ersten Theile ein langes Verzeichniß von Briefschreibern seiner Nation; und wer ein noch längeres sehen will, der lese den Herrn Arenhold in seinem Conspectu Bibliothecae vniuersalis - - Epistolarum, 38 - 58. Seite. *Hanov.* 1746. Man hat im Italienischen beynahe eine eben so große Menge Briefe, als im Französischen, gute und schlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Bentivoglio, Loredano und Lupis sind bekannt. Die Briefe des Annibal Caro (Lettere famigliari. Venet. 1574. II. Vol.) und des Bonfadio nehmen unter den guten, so wie des Loredano und Lupis seine unter den schlechten Briefen die ersten Stellen ein. Caro unterscheidet sich nicht

Man wird mit den Schönheiten eines Originals besser bekannt, und man bereichert seinen Ausdruck, weil man genöthiget ist, die Wörter und Redensarten seiner Sprache in Gedanken aufzusuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu schwächen, und doch auch ohne undeutsch zu reden *.

Wenn man endlich selbst Briefe schreiben will, so vergesse man die Exempel, um sie nicht knechtisch nachzuahmen, und fol-

nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienst, das man ihm in Ansehung der Neuigkeit und Schönheit der Sprache zugestehen muß, macht seine Schreibart schätzbar. Und man muß sich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande gewesen ist, die frostigen Metaphern und die gothischen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

* Cicero sagt, daß er in seinen jüngern Jahren diesen doppelten Vortheil, durch das Uebersetzen der griechischen Reden erlangt habe: Postea mihi placuit eoque sum vsus adolescens, vt summorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc assequebar, vt, cum ea, quae legerem graece, latine redderem, non solum optimis verbis vterer, & tamen vsitatis, sed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae noua nostris essent, dummodo essent idonea. L. I. de *Orat. p.* 305. *l. c.*

folge seinem eigenen Naturelle. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von andern unterscheidet. Diese soll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber sie nie unterdrücken, sonst wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: so würde die Aufmerksamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einschlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unser Vergnügen, und wer seiner eigenen Art zu denken nicht folgt, der benimmt sich das sicherste Mittel dem andern zu gefallen, und etwas neues zu sagen. Wer sich gar nichts, sondern alles seinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur seinem Beyspiele kümmerlich folgen*, der wird ihm nicht allein nicht glei-

* Eum nemo potest aequare, cujus vestigiis sibi vbique insistendum putat. Necesse est enim semper sit posterior, qui sequitur. Adde, quod plerumque facilius est plus facere, quam idem. *Quintil.* L. X. c. 2. Turpe etiam illud est, contentum esse

gleichen, sondern auch stets unter ihm seyn. Ueber dieses ist es meistentheils leichter, mehr zu thun, als eben dasselbe zu thun: und eben so unanständig, blos auf andrer Kosten zu schreiben, als auf andrer Kosten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden seyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte:

Man vergesse im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meistens in der Nähe liege, und daß viele nur darum schlechte Briefe schreiben; weil sie beydes in der Ferne suchen, und sich dessen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beschaffenheit der Personen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie suchen, und sie kommen dadurch aus den Grenzen

zen

esse id consequi, quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum, si nemo plus effecisset eo, quem sequebatur? *ibid.*

zen des Natürlichen *. Die Kunst soll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorstellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir schreiben, erzeugen die meisten Gedanken in Briefen. Man sey also aufmerksam auf die kleinen Umstände, welche die Gelegenheit darbietet, um sich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich ist, den wird nichts rühren, als das Grobe von einer Sache,

und

* Plerumque optima rebus cohaerent & cernuntur suo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant semper, seque subducant, ita nunquam putamus circa id esse, de quo dicendum est: sed ex aliis locis petimus & inuentis vim afferimus. *Quintil.* L. 8. *Prooem.* Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieses vortrefflichen Anführers in der Beredtsamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen: Si non resupini, spectantesque tectum, & cogitationem murmure agitantes, expectauerimus, quid obueniat; sed quid res noscat, quid personam deceat, quod sit tempus --, intuiti, humano quodam modo ad scribendum accesserimus: Sic nobis & initia, & quae sequuntur, natura ipsa praestabit. Certa sunt enim plerumque, &, nisi conniueamus, in oculos incurrunt: ideoque, nec indocti, nec rustici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus semper optimum esse, quod latet. L. X. c. 3.

und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache sieht, so bekömmt man viele und also auch neue Vorstellungen. Auf diese Art entstehet das Volle und das Muntere in der Schreibart. Wer unter vielen Vorstellungen, durch die Hilfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichtesten, feinsten und nöthigsten wählen, und einen gewissen Wohlstand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe schreiben. Aus diesem Grunde kann man sich sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen *. Die Empfindungen der

* Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine sehr schöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de Balzac & de Voiture) sont vuides de sentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, & qui doivent aux femmes leur naissance. Le sexe va plus loin que le nôtre dans ce genre d'écrire: elles trouvent sous leur plume des tours & des expressions, qui souvent en nous ne sont l'effet que d'un long travail & d'une pénible recherche; elles sont heureuses dans le choix des termes, qu'elles placent si juste, que tout connus qu'ils sont, ils ont le charme de la nouveauté, & semblent être faits

der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorstellung macht bey ihnen geschwind der andern Platz, daher halten sie sich selten bey einem guten Gedanken so lange auf; wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken selbst sind, wie Ihre Eindrücke, leicht; sie sind ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung ge-

faits seulement pour l'usage où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un seul mot tout un sentiment, & de rendre délicatement une pensée qui est délicate. Elles ont un enchaînement de discours inimitable, qui se suit naturellement, & qui n'est lié que par le sens. Si les femmes étoient toujours correctes, j'oserois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre elles seroient peut-être ce que nous avons dans notre Langue de mieux écrit. *Tom.* 1. p. 152.

gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanständige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tischgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und diese gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Briefschreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zusammen gehören, so zu stellen weiß, daß eins das andre erhebt, der wird auch seine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geschickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geschmacke aufgewachsen sind; die ihren Verstand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebessert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwissende Frauenzimmer, nicht solche, vor welchen Juvenal * die Männer warnt:

Non

* Juv. *Sat.* 6.

Non habeat matrona, tibi quae juncta recumbit,
Dicendi genus, aut curuum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes,
Sed quaedam ex libris, & non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn, und immer noch sehr schöne Briefe schreiben. Und es ist keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die sie an den Boursault geschrieben, von den größten Kunstrichtern für die natürlichsten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt stets von den lebhaftesten Empfindungen der Freundschaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erstaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, sie werde sie übertreiben, sie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben diese große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevig-

ne schön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwissend an. Man gefällt sich bey dem, was man fühlt, und man würde unzufrieden seyn, wenn sie anders geredet, sie weniger frey, sich behutsamer ausgedrückt, und eine gewisse liebenswürdige Nachläßigkeit vermieden hätte. Sie ist außer der Stunde ihres Affekts in den Augenblicken, wenn sie erzählt, oder scherzt, eben so lebhaft in ihren Vorstellungen, eben so fruchtbar an Bildern, eben so naif bey Kleinigkeiten.

Obgleich alle Briefe natürlich seyn sollen: so müßen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affekt herrscht. Wenn man also dem andern seine Traurigkeit, sein Mitleiden, seine Freude, seine Liebe in einem hohen Maße zu erkennen geben, oder in ihm selbst die Empfindung erwecken will: so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand, und seinen Witz gar nicht. Man wisse von keiner Kunst, von keiner Ordnung in seinem Briefe. Der Beweis dieser Regel liegt in den Affekten selber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht

zärt-

zärtlich ist, dem verstattet seine Empfindung nicht an das Sinnreiche, oder an eine methodische Ordnung zu denken. Er beschäfftigt sich mit nichts, als mit seinem Gegenstande. Von diesem ist er voll, und seine Gedanken sind geschwinde und abgedrungne Abdrücke seiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, stark und unterbrochen seyn. Wie unser Herz, wenn es in Wallung ist, geschwinder und stärker schlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: so unterbricht auch der Affekt die gewöhnliche Art zu denken, und sich auszudrücken. Es ist also in solchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunst und Mühe verräth. Es wird eine gewisse Stille und Ruhe des Geistes erfodert, wenn wir unsere Vorstellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegensätze und andre witzige Einfälle fallen sollen. Der Affekt aber läßt uns zu dieser Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es sey so schön als es will, ist in solchen Briefen allemal verwerflich.

Man

Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten sorgen. Unser Gedächtniß wird uns diejenigen schon eingeben, die den Leidenschaften eigen, und deswegen die kräftigsten sind. Ein verwägner Ausdruck, der sonst nicht gebräuchlich ist, kann im Affekte schön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten; oder in andern Worten, kann in einem solchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht oder nicht genug gesagt zu haben, die uns stets vor den Augen schwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig ist, kann in dergleichen Briefen natürlich seyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht schwer seyn, davon zu reden, es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böser Geschmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertrie-

triebenen Trauerschreiben sehen will, der lese Neukirchs Brief an die Frau von Bajanowsky*, über den Tod ihres Gemahls.

Allein, wird man sagen, wenn man nun selbst nicht gerührt ist, wie soll man denn da schreiben? Wie viel Condolenzbriefe; wie viel Freudensbezeugungen müssen wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen? Unser Herz nöthigt uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der blosse Name eines Freundes, eines Klienten. Man stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nicht ist. Gut! Wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder wer dazu gezwungen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder andere, bey dergleichen Gelegenheiten im Affekte zu reden pflegen. Diese Sprache muß

er

* S. Neukirchs galante Briefe, am Ende des Junkerischen Briefstellers S. 210. Man findet diese Briefe auch bey einer Uebersetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730. herausgekommen; desgleichen in Volks Briefsteller.

er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll; allein er muß sie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künsteleyen entsagen, damit sein Affekt nicht studiert, oder komisch werde. Er erinnere sich folgender Erzählung:

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sache kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studiert zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„ Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„ Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,
„ Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„ Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
„ Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll,
„ Dieß ungefehr, dieß hab ich sagen wollen.

Mein

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie Sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich seyn.

Ueberhaupt läßt sich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrstage gebunden hat. Sie sind die beschwerlichsten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die schlechtesten. Es sind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verstellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich ansieht. Es sind ausgedehnte, frostige, übertriebne Complimente. Die Materie verändert sich in diesen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünschen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit ist nur die Ursache dazu. Wer kann von einem

so unfruchtbaren Inhalte etwas anständiges sagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Person oft selbst nicht betrübt ist, an die man schreibt; wer kann sich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünschen, ohne gezwungen zu werden? Ein blosses Compliment läßt sich seiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schlußformeln nehmen, ist pedantisch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, ist eben so viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht hersagen, sondern meinen Gönnern nach den Noten absingen wollte. Wenn nicht das besondre Verhältniß, das zwischen mir und dem Gönner ist, freywilligetwas zum Anfange, oder zur Ausfül-

füllung solcher Complimente, hergiebt; kurz, wenn die Beschaffenheit der Personen, und gewisser zufälliger Umstände, uns nicht bey solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: so werden solche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und zu condoliren unter ihren Klienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an seinem Geburtsfeste, überhäuft von den schriftlichen Complimenten seiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miser jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn sie auch, unsre Ehrfurcht zu bezeigen, geschrieben werden: so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angst dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man lese zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

Meine Schuldigkeit erfodert, Ew. Excellenz bey dem Eintritte des neuen Jahres meinen unterthänigsten Glückwunsch abzustatten. Allein ich suche die Worte vergebens, wodurch sich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünschen muß, wenn man das Verlangen seines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hochheit eine gewisse Belohnung der Verdienste: so werden Ew. Excellenz mit diesem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glückseliger Tage antreten. Ich werde nie ablassen, um die Erfüllung dieser Wünsche die Vorsicht anzurufen, und mit der ersinnlichsten Ehrerbietung zu beharren rc.

Man fühlt den Zwang in diesem Briefe, ob er gleich in seiner Art noch erträglich ist. Es ist nicht gerade zu, es ist durch einen kleinen Umweg gewünscht, und dadurch hat der Wunsch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunstgriff zu sehr. Der Wunsch ist nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf diese Art hat er zwar das Alltägliche verlohren; aber eben dadurch ist er rednerisch geworden. Unterdessen glaube ich doch, daß man besser thut, wenn ein-

mal solche Briefe geschrieben werden sollen, daß man sie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunsch auf die Folter spannt, und alle seine Theile unförmlich sehen läßt; daß man, sage ich, besser thut, wenn man ihn in seine Worte einkleidet, als wenn man sich der Kanzleysprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch seine kuriösen Hof- und Staatsschreiben, und durch seinen Vorrath wohlstylisirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieser letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen:

Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Unserer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht ermangeln wollen, zu dem gesegneten Eintritte dieses instehenden neuen Jahres zu gratuliren, mit dem aufrichtigsten Beywunsch, daß der Allerhöchste Ew. Liebden in diesen und vielen folgenden Jahren mit aller selbst wählenden Fürstlichen Prosperität, und demjenigen, was sonst zu Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen wolle: die wir Ew. Liebden unter ausbittender Continuation

Dero hochschätzbaren Freundschaft und Wohlwollens zu Erweisung ꝛc. ꝛc.

So muß man schreiben, wenn man wohlstylisirt schreiben will. Außer der Armuth des Inhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Respekt, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe schwer und steif. Man soll mit großen Herren nicht frey reden; und was ist alsdann möglicher, als daß man ängstlich spricht? Man soll demüthig und ehrerbietig sprechen; und wie leicht kann diese Sprache kriechend und sklavisch werden? Man soll mit großer Behutsamkeit reden, und aus großer Behutsamkeit wird man oft kostbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels schränken die natürliche Art, zu denken, so sehr ein, daß man diese oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unsrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Gesetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abstrakta gemacht, und den gnä-

digen Herrn in die Gnade, den Hoch-edlen in das Hochedle, und so weiter verwandelt. Man soll nach dem Befehle der Briefsteller diese Titulaturen an bestimmten Stellen wiederholen. Dieses muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verursachen. Man soll nicht, wie man wenigstens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, sondern durch Dieselben, Dero, Deroselben, Höchstdenenselben, reden. Und wenn alles dieses nicht die Grammatik beleidigte: so beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: so muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weise unverbunden gesagt werden wollen, in einen Perioden zwingen. Unsere Anführer treiben uns noch weiter. Wir sollen, aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht sagen: Nachdem ich so glücklich gewesen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; sondern: Nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich so glücklich gewesen bin. Diese und

noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten soll, machen es beynahe unmöglich, einen solchen Complimentbrief natürlich abzufassen. Sie stören die freye Art zu denken, so wie vielleicht die weitschweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht stören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, unter dem man oft zwey bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittschreiben und Danksagungsbriefe an große Herren sind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Inhalt, dazu sich immer verschiedne Umstände, verschiedne Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Bestreben seines Gönners, uns und andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten selbst, die er uns schon erwiesen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, andre zu unserm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, sind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß sie uns zu übertriebnen Gedanken

brin=

bringen werden, als daß sie uns gar keine eingeben sollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht schläfrig sprechen soll: so muß man sich doch auch nicht dem Balzacischen oder Voiturischen Geschmacke überlassen, und weder ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieser Männer ist, immer auf einen Schlag sinnreich seyn. Muntre Köpfe sind diesem Unglücke am leichtesten unterworfen. Es hat diesen beyden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, sie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn stets anbringen, es koste, was es wolle. Alles, was sie betreten, soll eine Rose werden. Sie verschwenden ihre Hyperbolen in den Lobsprüchen, ihre Gegensätze in dem Scharfsinnigen. Sie werden also, zur Unzeit und gezwungen, sinnreich in ihren Briefen. Endlich sind sie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beste ermüdet, wenn es immer eben dasselbe

bleibt. Voitüre ist ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigstens sind einige von seinen scherzhaften Briefen * angenehm zu lesen. Boileau hat beyder Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt**, und seine Nachahmung ist die beste Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzacischen Schönheiten

* Der Herr von Voltaire setzt die Zahl derselben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays (S. seinen Temple de Goût.) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daß der Herr Voltaire den Büßy mit seinen Briefen nicht in den Tempel lassen will, scheint ein kleine Tyranney zu seyn. Die Fehler seiner Briefe sind Fehler seines Herzens, und nicht seines Verstandes. Die Sprache seiner Eigenliebe ist beschwerlich, das beständige Wehklagen über sein Unglück ist ein Fehler; aber deswegen hört seine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu seyn. Pitavall beschwert sich über diesen Ausspruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une aussi grande injustice, qu'on la lui feroit, si on ne l'y placoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le stile Epistolaire, qui surpasse le stile fin & aisé du Comte de Bussy. S. *Causes célebres* Tom. VI. p. 317.

** S. den vierten Theil seiner Werke, b. 93. S Amst. Ausg.

ten mag folgender Brief * an die Marquisinn von Montausier seyn. Er wünscht ihr zu ihrer Niederkunft Glück:

Madame!

Ob mich gleich meine Krankheiten von den Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: so will ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedienen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia aufhören müßen, und Sie haben uns eine so gute Nachricht von Sich hören lassen, daß ich darüber vergessen habe, daß ich krank bin. Sie hat die Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu erwecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie hat mir die Freude gegeben, so wenig ich auch fähig war, Freude anzunehmen. Da sie mir nun diese süße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, die ich gar verlohren zu haben glaubte: so halte ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen Madame, für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde. Die Festtage Ihres Hauses sind keine Privatfeste, und bilden Sie Sich ja nicht ein, daß Sie nur für Sich allein glücklich sind. Nein, Madame, es ist ein Licht, womit Sie die Welt ausgeschmückt haben; es ist ein Glück, das Sie unserm Jahrhunderte zu Wege gebracht haben.

* Lettres de Mr. *Balzac*, à Amsterd. 1664. 356.

Und weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: so wird es Ihnen nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das prophetisch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, was sich von zwo Personen herschreibt, für die ich eine so hohe Ehrerbietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwägne Wünsche thun, wenn sie dieselben erfüllen sollen. Und weil die vortreffliche Erziehung nicht weniger von Ihnen selbst herkommen soll, als die vortreffliche Geburt: so glaube ich, auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen zu seyn, als ich jetzt in der Versicherung bin, zeitlebens zu seyn rc. rc.

Dieser Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegensatzes über. Jeder Period hat etwas von diesen beyden Stücken. Gleich in dem zweyten erscheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte ist eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden setzt er Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der süßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu stellen. Er fährt fort: „ Ich „ habe es für meine Schuldigkeit erach-

„ tet

„ tet, Ihnen für mein eignes Vergnü-
„ gen zu danken: das ich in dem Ihri-
„ gen finde. „ Wieder ein sinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechselt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquisinn die Welt ausgeschmückt. Nunmehr spielt er mit den Worten Poet und prophetisch. Er entschuldiget sich unmittelbar darauf wegen des Prophetischen in einem Gegensatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünstelt ist nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in seinen Briefen einem Menschen, der nach dem Takte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole schneidet, und, wenn er sich uns genähert hat, zu guter Letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen sagen, deren Inhalt aus blossen Erzählungen bestehet. Sie scheinen die leichtesten zu seyn, so wie sie viel-

vielleicht die gebräuchlichsten und nothwendigsten sind. Wenn man nichts sagen will, als daß heute dieser Fall, morgen ein andrer sich zugetragen hat: so wird freylig nichts leichter seyn. Aber dieses heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht blos wissen, was vorgegangen ist, sondern oft auch, wie es erfolgt ist. Wir wollen eine Sache in den Umständen wissen, durch die sie eine Begebenheit geworden ist; allein, wir wollen sie auch bald wissen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus diesem Grunde entstehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Diese beyden Regeln zu vereinigen, ist die Kunst im Erzählen. Man muß die Umstände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht stören, in welcher sie auf einander gefolget sind. Man muß die geringen bald außen lassen, bald etliche in einen zusammen ziehen, das heißt, sein Gedächtniß, seine Augen und Ohren mit Verstande ausschreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig

ist. Diese Art zu erzählen ist schon ein großes Verdienst für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit schaden, sondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein versteht: sondern daß man glaubt, sie selbst zu sehen, und ein Zeuge davon zu seyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieses geschieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umständen oder Personen entwirft, insonderheit, wenn man die Personen zuweilen selbst reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft selbst im Erzählen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen sehen. Man antwortet sich; man streut keine Betrachtungen ein, die uns unser Witz oder unsre Belesenheit hergeben. Alles dieses am rechten Orte, mit Anständigkeit, nicht zu häufig, kurz, so thun,

daß

daß alles, so sehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geschichte unentbehrlich gewesen zu seyn scheint, dieses ist das Verdienst der Erzählung. Selbst, wenn sie prosaisch ist, bleibt sie noch allezeit auf gewisse Weise eine Art der Poesie. Wie es überhaupt in der Poesie gewisse Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die sowohl Glück als Sorgfalt sind; wie es in ihr sowohl als in der Musik, namenlose Annehmlichkeiten giebt, die sich durch keine Methoden lehren lassen, und die, wie Pope * spricht, eine Meisterhand allein erreichen kann; so geht es auch mit vielen Schönheiten der prosaischen Erzählung. Livius ist ein Meister in dieser Art zu erzählen. Man darf nur seinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen lesen, wenn man sich davon überzeugen will. Die Personen,

denen

*Some beauties - no Precepts can declare,
For there' a happiness as well as care,
Musick resembles Poetry; in each
Are nameless, graces, which methods teach,
And which a Master-hand alone can reach.
Essay on Criticism. v. 143.

denen man erzählt, können, nachdem sie hoch, oder uns gleich sind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen selbst, nachdem sie wichtig, oder nicht wichtig, weitläuftig, oder kurz, traurig, oder lustig sind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieses der Klugheit eines jeden überlassen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, sondern auch zum Vergnügen: so giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geschrieben werden. In diesen Briefen haben wir die Erlaubniß, sinnreich zu seyn, und tausend Dinge, die in ernsthaften Briefen unnatürlich seyn würden, können hier natürlich seyn. Es ist ganz etwas anders, bald im Ernste, oder zum Scherze sinnreich seyn. Ich will im Scherze nicht sowohl überreden, als den andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er sieht meine Absicht, und willigt gleichsam unter der Bedingung darein, daß ich sie glücklich ausführen werde. Es ist also bey solchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen,

als

als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben so sinnreich, und so fortgesetzt sinnreich, zu reden pflegt. Nein, es ist die Frage, wenn man solche Briefe vor sich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieselben der Mühe werth sind, ob sie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig sind, ob sie ungezwungen sind. Wenn das ist, so mag der Brief durch und durch sinnreich seyn, er wird immer in seiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht so wohl von der Seite eines Briefs; man sieht ihn für einen witzigen Aufsatz in Form eines Briefs an, und nach dieser Aussicht beurtheilt man ihn. Man untersucht nicht so wohl, ob uns oder vielen diese Art zu reden eigen ist, sondern vielmehr ob sie dem Verfasser leicht geworden ist. Die Prosa ist, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poesie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte lesen, in welchem alles ohne Zwang und doch weit feiner gesagt ist, als man prosaisch davon zu reden pflegt: so ist es uns genug, daß diese Art zu denken dem Verfasser natürlich läßt, und wir wissen

zen es ihm Dank, daß er so und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekostet, ob er keine Kunst dabey angewandt hat. Wir sind zufrieden, wenn wir diese Mühe, diese Kunst nicht sehen. Es gefällt uns an ihm, daß er so glücklich ist, immer das Beste und Feinste an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten seinen Witz für keine Pralerey, wenn wir sehen, daß er nicht sowohl für seinen Ruhm, als für die Sache und für unser Vergnügen besorgt gewesen ist. Eben dieses findet auch bey den sinnreichen Briefen statt, in so weit diese sinnreiche Art zu denken nicht vielen, sondern nur wenigen eigen ist. Man tadelt die Fontenelischen und andre diesen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unsern Briefen nicht sinnreich zu reden pflegen; sondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht selten gezwungen und frostig ist; wenigstens sollte man sie nur aus diesem Grunde tadeln. Wenn endlich solche Briefe auch ihrer Natur nach gut sind,

so

so ist es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von scharfsinnigen Schreiben den Leser bald müde macht. Je länger unser Geist von einem angenehmen Eindruck angestrengt wird, desto geschwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdrusse. Und ob der Wein gleich weit geistreicher ist, als das Wasser, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieses: so werden wir ihn doch weit eher satt. Die sinnreiche Schreibart greift unsern Geist empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem sie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet sie in der Länge. Wie aber solche Briefe einzeln geschrieben werden: so sollte man sie auch nach der Wirkung, die sie einzeln thun, beurheilen, und nicht aus dem, was sie verursachen, wenn man sie hinder einander liest. Allein auch einzeln genommen, können sie ermüden, wenn sie lang, und immer aus einem Tone sinnreich sind; so wie überhaupt eine abgemeßne, geschmückte und lebhafte

Schreib-

Schreibart ohne Abwechselung, ohne Mannigfaltigkeit, wenn sie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt ist, dennoch, weder in der Poesie, noch in der Prosa lange vergnugen kann *. Man sollte also die sinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieses nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt sinnreich seyn. Ein anders ist, sich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anstrengen. Niemand muß einen Anspruch auf diese Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis an dem Leidlichen in der sinnreichen und scherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf

* Vel ex poetis, vel ex oratoribus possumus iudicare, concinnam, distinctam, ornatam, festiuam, sine intermissione, sine reprehensione, sine varietate, quamuis claris sit coloribus picta vel poesis vel oratio, non posse in delectatione esse diuturna. Cic. de Orat. L. III. pag 477. edit. Elz.

auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch seinen Scherz nicht gefällt, so kann man sicher wissen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch so viel Lust dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieser Schreibart hat, bey dem wird sie durch das Lesen muntrer Briefe nicht allein erweckt, sondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man schöpft, wenn man scherzhaft und galant seyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widersprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen soll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernsthafte Art thäte. Man wird in den Poesien des Abts Chaulieu verschiedene schöne Briefe von dieser Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geschrieben hat.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundschaft und Liebe ins besonders

sondern eigen ist. Sie kömmt mehr aus dem Innersten des Herzens, als aus dem Ueberflusse des Witzes her. Sie ist nicht so wohlsinnreich, als naif. Man sagt seine wahre Meynung mit einer gewissen Sorglosigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlstand zu vergessen scheint, und die doch gefällt, weil sie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntere Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernste, und redet doch selten ernsthaft von der Liebe. Alles ist Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entspringt. Ihr Charakter ist Freude und Vergnügen, so wie der Charakter des Chaulieu, und ihre Liebe richtet sich nach diesem Charakter. Sie sagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichsten Sachen. Sie nimmt sich kleine Freyheiten heraus, welche Mannspersonen unverschämt lassen würden; allein ihr stehen sie wohl. Ihre Briefe sind wegen der kleinen Schönheiten, die oft in einzelnen Worten bestehen, nicht wohl zu übersetzen. Man muß auch mehr

als einen lesen, wenn man ihre Schreibart schmecken will. Weil diese Briefe beynahe schon hundert Jahre alt, und nicht gar zu bekannt sind: so würde ich etliche zur Probe hersetzen, wenn nicht die Welt bald eine Uebersetzung davon zu hoffen hätte.

Von solchen aufgeweckten Briefen trifft man verschiedne gute in den griechischen Briefen des Alciphrons und Aristänets an; denn alle kann man sie von einem gewissen sophistischen Witze wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr freyen Galanterien im Griechischen nicht lesen kann, der muß mit einer nicht ganz getreuen Uebersetzung * zufrieden seyn, die man im Französischen davon hat. Des Alciphrons Briefe sind nicht alle übersetzt, sondern nur die galanten gewählt

* Lettres d' Aristenete aux quelles on a ajouté les Lettres choisies d' Alciphron, traduites du Grec, à Londres 1739. Aristänets Briefe sind eher Gemälde und Beschreibungen, als Briefe in gewöhnlichem Verstande. Wer die meisten griechischen Briefe, Briefe von fünf oder sechs und dreyßig verschiedenen Verfassern, theils Philosophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunst, beysammen sehen will, der findet sie in einer Sammlung in zween Bänden in 4, die Aldus Manutius 1499. zuerst herausgegeben.

wählt. Es stehen in den bremischen Beyträgen, im zweyten Bande, ein paar Uebersetzungen, die man mit Vergnügen lesen wird.

Viele von den scherzhaften Briefen des le Pays im Französischen, und die meisten von denen, die man von Neukirchen in dieser Art hat, fallen zu sehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Frostige, als daß man sie jemanden anpreisen könnte. Man lese folgenden Brief von Neukirchen, wenn man sich einen Ekel vor der unverschämten Art zu scherzen erwecken will.

An Callisten.

Meine Jungfer!

Ich habe schon anderthalb Tage nichts gegessen, und ängste mich so abscheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich sehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum thue, weil sie schon zwey Tage mit mir gezürnet. Es ist wohl etwas: aber die größte Schuld hat mein Philax, welcher gestern frühe verschieden, und ein so unglückliches Ende genommen, daß die Seele schon vor der Thüre war, als mein Jun-

ge mir allererst verkündigte, daß er stürbe. Ich kann nicht sagen, wie ich mich darüber quäle, absonderlich, weil mich alle meine Leute beschuldigen, daß ich an seinem Tode Ursach sey. Der arme Schelm hatte unsers Nachbars Amarelchen gesehen, und besuchte sie etliche Tage nach einander so oft, daß ich endlich fürchtete, es möchte zu einer wahrhaften Liebe ausschlagen. Weil ich nun aus meinem eigenen Exempel wußte, daß nichts schädlicher sey, als dieß Feuer, wenn man es nicht bey Zeiten löschet: so wollte ich ihm die Gelegenheit dazu benehmen, und schloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwischen unterhielt ich ihn mit guten Speisen, ich schmeichlete ihm mehr als sonsten, und bemühete mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern. Aber dessen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rührte sich nicht von der Stelle, wenn ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieser erbärmliche Fall erfolgte, und er sich vor Herzeleid und Kummer todt gegrämet. Ich weiß, daß ihm meine Jungfer sehr wohl gewollt, und darum kann ich mir leicht einbilden, wie Sie Sich über diese Zeitung geberden wird. Wie? wird Sie sagen: Hätte er denn nicht können klüger seyn? Der arme Hund hat es ihm ja genug gewiesen, daß er ohne seine Buhlinn nicht länger leben könnte. Warum hat er ihn nicht wieder los gelassen? Ich bekenne es, meine Jungfer, ich habe geirret, und wenn ich gewußt hätte, daß ich irrete, so

würde es wohl schwerlich geschehen seyn. Allein meine Jungfer weiß, daß Sie mich quälet, Sie hat meine Liebe selbst angezündet, und kann leicht schließen, daß ein Mensch empfindlicher ist, als ein Hund, und daß Ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret Sie nicht auf, mich einzukerkern, und meynet, Sie habe Ihre Sache ganz wohl gethan, wenn Sie mich nur mit Worten speiset, da Sie mich doch inzwischen durch Ihre unerträglichen Gesetze zu Grabe schicket. Ach Calliste! Sie beherrschet mich allzustrenge. Je mehr ich mich bemühe, zu thun, was Sie befiehlt, je mehr befiehlt Sie mir, zu thun, was ich nicht kann. Und also ist es unmöglich, Ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig sey, wie ich es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer

Dero gehorsamster Knecht ꝛc.

Muß Calliste nicht ein Vergnügen über diese schalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die sie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen sie eben so stark, ja wohl noch stärker ist, als die Liebe seines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Ver-

fasser wohl ein nachtheiliger und schmutziger Bild für sich und seine Schöne wählen können? Es hat sich schon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutschen gefunden, der seine Landsleute in Briefen hat wollen scherzen und galant sprechen lehren. Ich meyne den Verfasser der Neu-aufgerichteten Liebes-Cammer*, Franziscy. Damit also die Jugend ermuntert werde, sich dieses lustige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geschmack in scherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: so will ich ein Exempel daraus hersetzen:

CCI.

* Der ganze Titel dieses Buchs heißt: Neu-aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höflich verliebte Sendschreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Personen, abgefaßt und beantwortet sind: voll mancherley Erfindungen sowohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularn, als vieler seltner Liebesfälle und mehrerer Sachen, so der Jugend nicht nur lustig, sondern auch guten Theils nützlich zu lesen, erbauet durch E. F. 1679.

CCI. Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß sey?

Zum höchsten wundert mich, schönste Clymene, daß Sie von mir schriftlich verlangt, zu wissen, was eigentlich ein Kuß sey: da ich doch vermeyne, es könnte Ihr diese Wissenschaft mündlich viel bequemer beygefügt werden. Dann dafern Sie nur einen einigen aus gewogenen Herzen rührenden mir ertheilete; würde sonder Zweifel die erfolgliche Empfindung Ihr gnugsamen Unterricht geben, was das Küßen sey und bedeute, und was Sinnen-beliebte Veränderungen daraus entstehen. Weil Sie derowegen die geschickteste Meisterinn ist, eine solche Frage aufzulösen; möchte ich die Antwort lieber geben, als schreiben, wenn es nach meinem Wunsch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meynung unter Ihrem Willen demüthigen, und kürzlich Ihren gnädigen Befehl verrichten, so gut es immermehr möglich, in einer Sache, welche sich besser durch die That, weder mit Worten und Buchstaben erklärt.

Jedoch wisse die Schönste, daß ich solches so blos, ohne Bedingung einiges Lohns, nicht thun könne; besonders aufs wenigste ein paar Küße,

zur Vergeltung meines Diensts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wohl oder übel davon geschrieben.

Der Kuß ist gleichsam das aufgedruckte Siegel eines Lieb- und Treubeflissenen Willens: Ein Pfandschilling künftiger Vereinigung: Die stumme, aber allervernehmlichste Sprache des verliebten Herzens: Ein Geschenke, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer Korallinenpresse: Ein paar gegeneinander schlagende Feuersteine: Ein Karmesinrothes Wundenpflaster der Liebe: Ein süßer Lippenbiß: Ein holdseliger Munddruck: Eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht sättiget: Ein Obst, so man zugleich pflanzet und abbricht: Die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen: Der vierte Grad der Liebe.

Befindet Sie diese Beschreibung und Eigenschaften des Kusses nicht richtig? Wohlan, Schönste, so laßt uns eine nach der andern an unsern Lippen vornehmen und examiniren, und widerlegt mich durch die Erfahrung, so ichs etwan nicht recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein

Ein Kuß ist ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer korallinen Presse. Die Lippen sind koralline Pressen, denn sie sehen roth, und lassen sich von der Zuneigung, wie vom Drucker zusammenziehen, und daraus ensteht ein Abdruck, das ist der Kuß. Ein Kuß ist ein Paar gegen einander schlagende Feuersteine. Hört man bey dieser Abbildung nicht die Küße vernehmlich schallen? Und weil die Küße das Feuer des Herzens vermehren: so sind sie freylich Feuersteine. Das karmesinrothe Wundenpflaster der Liebe, und die Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt, verstehet sich von sich selbst. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe seyn soll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weiß, was die ersten drey Grade sind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen scheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften liest, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn sie den deutschen Witz zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des schlimmsten Geschmacks, so viel außerordentlich elende und so wenig schöne Werke der Wohlredenheit und Poesie angetroffen, als vielleicht in der unsrigen? Und wann werden wir den Schimpf der schlechten Schriften durch den Werth so vieler guten auslöschen können? Ich habe diese Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu spotten, denn dazu gehört sehr wenig; sondern um die Jugend zu erschrecken, und ihr sichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unsinn man verfallen, und wie sehr man sein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geschmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder ansetzt. Die Bitterkeit ist mein Fehler gar nicht; allein ich würde meiner selbst gespottet haben, wenn ich der-

gleichen Beyspiele ernsthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutschen Briefen, aus unsern Zeiten, haben sich die Freundschaftlichen Briefe in Ansehung des vertrauten Scherzes, und in ihrer Art, die Sendschreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen sind, den meisten Beyfall erworben. In der That muß man sich wundern, warum es in unserer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredtsamkeit und der Dichtkunst schon glücklich gewesen ist. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht an Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen,* und vielen andern?

* In seinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was sie von einem so großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer seiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! Ich rede von dem Verfasser der Clarissa. So ver-

dern? Sind wir schon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter lassen sollten, oder sind wir zu bequem dazu? Ist unsre Sprache zu starr und unbiegsam, oder schreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unsrer eignen? Oder sind wir nur zu derjenigen Beredtsamkeit geschickt, welche Mühe und Kunst verlangt? Vielleicht machen es einige von diesen Ursachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geschmacke haben. Vielleicht heben auch geschickte Leute aus Bescheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht ist es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt seine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch seine Briefe seinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieser Ursachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Brie-

verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so läßt er doch jede, von der Clarissa an bis auf die Arabella herab, so schreiben, wie diese Personen geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existiret hätten; und dieses Meisterstück des Witzes verdient unter den Briefen eine eben so vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weiß nicht, was die Ausländer, wenn sie unsre Sprache lernen, von uns denken sollen, daß wir keine haben; oder was sie von dem Geschmacke eines Landes denken sollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen ist. Wie man auf den guten oder bösen Geschmack einer Nation aus den öffentlichen Lustbarkeiten, aus den Schauspielen schließt, die sie liebt: so schließt man vielleicht noch sichrer aus der Schreibart, die sie zu dieser oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungenen oder ungezwungenen, auf ihre guten oder ausschweifenden Sitten, und auf die pedantische oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geschmack in einem Lande überhaupt, und insonderheit den guten Geschmack in Briefen herzustellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzustehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren sind, werden in kurzer Zeit ohne alle Regeln, blos durch ihre Klugheit bey-

nahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leser an sich; sie erwerben sich in Kurzem die meisten Stimmen. Man liest sie, weil sie uns gefallen. Man liest sie wegen der Hochachtung, die sie sich bey andern erworben haben, eben so begierig, als seines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, schämen sich doch, den Klugen und den Meistern zu widersprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geschmacks. Man ahmet endlich diese Beyspiele nach, und will eben so schön schreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke schreibt. So werden durch wenig gute Beyspiele, die in ihrer Art vortrefflich sind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in andern erweckt und unterhalten, und der gute Geschmack geht von Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünf-

tigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrschende Geschmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das steht nicht in unsrer Gewalt; aber seine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrsamkeit erfodern, oder die uns bekannt sind, in einer anständigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, diese Geschicklichkeit können sich alle junge Leute durch eine gewisse Uebung erwerben. Gleichwohl treiben sie die beyden ersten Künste oft lieber fruchtlos, als daß sie sich mit der beschäfftigen sollten, in welcher sie glücklicher seyn könnten. Wenige von denen, die studieren, sind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredtsamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unsern Willen Verräther unsers Verstandes, und oft unsers ganzen Charakters sind; daß sie Mitttel sind, andern eine gute oder schlechte Meynung von unsrer Geschicklichkeit beyzubrin-

bringen; daß sie Beweise sind, ob es dunkel oder helle, ordentlich, gesund oder krank in unserm Geiste aussieht, ob wir zu leben wissen oder nicht; daß sie also sehr oft Mittel sind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unser Glück zu befördern oder zu hindern: so sollten sie sich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da diese, ohne die Kenntniß der Sprache, nicht richtig seyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, so groß er war, war doch nicht zu groß, um sich nicht bis zu einem Sprachfehler * mit seiner Kritik herab zu lassen, den sein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie sorgfältig bestraft nicht Racine, der Aeltere, seinen Sohn in seinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, daß

so

* - -sed heus tu, qui λα-νών esse meorum scriptorum soles, vnde illud tam ἄκυρον, *valetudini fideliter inseruiendo?* vnde in istum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium est proprium in officio - - *Epist.* 17. Lib. XVI.

so große Geister über die Richtigkeit ihrer Sprache sogar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studiert haben, das macht dem Studieren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ists doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, seines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitze einer üblen Schreibart ist, in seinem Rechte stören. Nein man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhören, ersuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von

gu-

guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklären, und sie das Natürliche, das Wohlanständige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.

Briefe.

Erster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B***.

Es ist wahr, meine Briefe an Sie enthalten beynahe einerley; immer Versicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hochschätze; immer Danksagungen und gute Wünsche. Aber was kann ich dafür? Liebete ich Sie weniger, und wären Sie nicht so redlich gegen mich gesinnt: so würde ich nicht beständig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie also Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) so stehen Sie beständig in der Gefahr, einerley Briefe

von

von mir zu lesen. Doch was schadet es? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: so müßen auch gute Freunde von der Freundschaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch andere ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen sie mit den Empfindungen unsers Herzens anfangen und beschließen. Es ist für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu seyn, und ich fühle so viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen sage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal sagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich!

Zweyter Brief.

Madame!

Freuen Sie Sich! Ich bin entsetzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutsche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber

sechs

sechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutsche, und eine Nacht in der Schenke zubringen müßen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; so zerschlagen ist er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weiß, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das wenigste, wenn ich an meine Reisegefährten denke. Stellen Sie Sich einmal vor, wie ich in einem schwer bepackten Wagen nebst drey Personen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sitze. Ich will Ihnen diese Leute auf die Art bekannt machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein Paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weste, mit einem schwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sahe ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren seine Kunst an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Gesichter aufsuchen will: so stößt er mich

ziemlich freundschaftlich in die Seite, und präsentirt mir seine beinerne Schnupftabaksdose. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finstre Mine, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finsterer ich aussah, desto mehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es soll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gerne sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Delinquentinn einen sehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte: so bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern steckete; so muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich sah das Stühlchen bringen, ich sah das Schwert unter einem blauen Mantel hervorragen, ich sah alles. Einer von den beyden übrigen Reisegefährten, der wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung, und erkundigte sich sorgfältig bey ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhunderte im Sächsischen waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henkerischen Beredtsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson oder als College, seit der

Zeit

Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig Jahren, beygewohnt hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerte in der Hand begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Kuren kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in R=== Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten mußte. Nunmehr holte ich das erstemal aus freyer Brust Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht gereget hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses, als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich sahe ihn für einen jungen Studenten aus J== an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leip-

zig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Mine wegen, vermuthlich für einen Schulkollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben akademischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leinweber schlug sich Feuer zum Taback an. Dieses erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein System, und docirte so gelehrt, daß der Leinweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stossen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz elektrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonstrirte mir, daß mir die Haare zu Berge stunden. Ich wollte eben aus dem Wagen steigen, als der Leinweber zu ihm sagte: Ich möchte Sie predigen hören, es geht Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater besteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angst an; ich dachte, Sie legeten sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem, das sind Schwä-

ker; mein Zuhörer muß überzeugt werden = = = Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünscht; denn so lange dieser da gewesen war, hatte unser Demonstrant kein Wörtchen geredet. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte, jetzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Iudicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fusse. Auf einen so glücklichen Tag sollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser Kutscher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset, und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem Lümmel von fünfzehn Jahren, überlassen. Sie können leicht denken, daß nichts zu essen da war; aber das verschlug mich nichts. Der Hunger vergieng mir, so bald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir nichts, als gut Wasser. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürm, die in dieser Gegend seyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und versprach es doppelt zu bezahlen.

Aber vergebens! Der junge Laffe antwortete mir, daß sie ihre Kammern selber braucheten, und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne; dieser brachte es so weit, daß die Streu um neun Uhr zurecht gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, sich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten sicher seyn möchte, als man die Tische aus der Stube schaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänse, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geschlafen hatte, lebendig, und besuchten mich, eins um das andre, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und schütteten Hopfen in die Stube. Was soll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der schon bey mir lag, an. = = Wir wollen Hopfen lesen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madame, wie ward mir bey dieser Anstalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angst umarmte, und ihm alles versprach, und ihn zu meinem Erben einsetzte, so krank war ich, fieng an zu schmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich. Er redete mit des Wirths Sohne von der Peitsche.

Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkosungen dahin, daß er aufstund und selbst mitscheckerte. Nun war ich ohne Trost. Der Hopfen war gelesen, die Stube ward ausgekehrt, und jetzt nahm der junge Wirth seine Geige von der Wand, und spielte sein Leibstückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub ersticken müßen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu stolz war, mit zu tanzen, sehr demüthig, daß sie mir eine Kammer einräumen sollte. Kurz, ich bewegte sie, daß sie mich in ihre eigene führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Musik ganz betrunken. Ehe ich so glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein paar Mäuse schrecklich über mich weg. Ich, der ich vor diesen Thieren natürlicher Weise zittere, sprang aus meinem Bette, setzte einen Stuhl auf den Tisch, und mich auf den Stuhl, und so blieb ich sitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen schon so viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von seinen ausgestandnen Unglücksfällen? Ich küße Ihnen die Hand für alle die Freundschaft, die Sie mir

acht Tage lang in Ihrem Hause erwiesen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Viertheiljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutsche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An den Herrn von P****.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir diese Frage nicht selber beantworten?

Ihr liebt und schmeckt das Glück der Zärtlichkeit
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben:
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen sie beschrieben.

Können Sie an der Seite einer so liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden,

leben? Ich sehe sie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unschuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnsucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrscht in allen ihren Zügen,
Sie sieht sich um. Nach wem? nach Dir
Ihr Auge spricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge sprach, mit meinen Worten sagen!
„ O P = = mein ganzes Herz ist Dein,
„ Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„ Nein, jeder Tag muß Zeuge seyn,
„ Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„ Seit unsre Herzen sich gewählet,
„ Und der beglückten Wahl sich freun.
„ Ein jeder Blick muß Zeuge seyn,
„ Daß wir stets zärtlicher empfinden,
„ Daß wir stets fester uns verbinden,
„ Und jeden Augenblick bereun,
„ Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„ Ein jedes Wort muß Zeuge seyn,
„ Daß wir uns selbst die Freuden geben,
„ Die alle Stunden sich verneun;
„ Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„ Daß wir vor keinem Unfall beben,
„ Und daß, so lange wir nur leben,
„ Uns alle Tag ein Fest der Liebe prophezeihn.

„ Ein jeder Kuß muß Zeuge seyn,
„ Daß wir kein größers Glücke wissen,
„ Als uns zeitlebens zu genießen,
„ Als uns zu sehn, zu sprechen und zu küßen.

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Gesellschaft, und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe. Ich sehe noch jede kleine Mine, mit der sie einander liebkosen, und einander tausend schöne Dinge sagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobsprüche, mit denen Sie mir ihre Gemahlinn beschrieben. Ich sehe noch die Röthe und die niedergeschlagenen Augen, die ihr diese Lobsprüche abnöthigten. Ich höre sie noch bitten, daß Sie sie nicht loben sollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß sie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beyde seyn, und an Ihrem Beyspiele die Stärke der Liebe, der Eintracht und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie sie befördern, und wodurch Sie mich als einen Zuschauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebster P***, wenn es bey mir stünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in langer Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch, es soll mir so gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden seyn, Sie mit dem Ende des Jahres erst wieder zu sehen. Aber werde

ich denn binnen dieser Zeit nicht wenigstens einen Brief von Ihnen erhalten? Nicht einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht schenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beyde noch nach meinem Wunsche leben; daß Sie den Neid eben so besiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund sind: so will ich zehn Briefe dafür schreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

An eben denselben.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ihre Frau Schwester, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich besorgt ist, hat mir befohlen, ein Trostgedicht an Sie aufzusetzen. Wollte Gott, daß dieses das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es ist es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verlusts zu sehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, Dich zu trösten sagen?
Du klagst, und ich will mit Dir klagen,
Dieß ist der beste Trost für Dich.
Du weinest aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verlust erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir sich in der Tugend üben?
Mit Dir sich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Last der Sorgen theilen?
Dir, wo du gehst, entgegen eilen?
Dir Freundschaft, Welt und Wollust seyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; sie sind Liebe, sie sind die zärtlichste Liebe, sie sind die sichersten Beweise von dem Werthe Ihrer seligen Gemahlinn, und Sie wären ihrer nicht würdig gewesen, wenn Sie sie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichste Ehemann zu seyn! In dem ersten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte Ihres Lebens vollendet hat, die Sie unaussprechlich liebte, die das edelste Herz besaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geschaffen! Sie verlieren sie, nachdem Sie Ihnen einen Sohn geschenkt hat. Mein ganzes Herz weigert sich, eine Person, der ich das längste Leben versprochen und gewünscht habe, die ich noch vor wenig Wochen,

in der Blüte der Gesundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geschmückt, gesehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum stillen Verehrer ihres Geistes gemacht hat. Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert sich, diese Person sich jetzt im Sarge vorzustellen. Der Abschied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schwester überschrieben, hat mich tausend Thränen gekostet: „ Also muß
„ ich Sie verlassen? O Gott, warum habe ich
„ Sie kennen, warum habe ich Sie lieben
„ müßen? Sie, Sie machen mir mein Ende
„ schwer, sonst nichts in der Welt ; ; ; kann
„ ich Sie denn nicht noch ein Jahr besitzen?
„ Doch Herr, nicht mein Wille, sondern der
„ deinige geschehe! ; ; ; Verlassen Sie mich.
„ Ich liebe Sie, ich sterbe „ Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergesetzet. Es ist die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch sehr viel Trost. „ Verlassen Sie mich.
„ Ich liebe Sie ; ; ; ich sterbe. „ Weinen Sie, liebster Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuesten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundschaft noch der Liebe kennen, sehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und schämen sich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie: aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es ist unmöglich, den ersten

Regungen zu widerstehen. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sich die Heftigkeit unsrer Empfindungen setzt; aber ich weiß, daß Sie dieser Zeit durch die Vorstellungen der Weisheit und Religion zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem ist der Menschen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre standhaft seinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Ist er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach seiner Weisheit that.

Dieß ist der einzige Trost, den andre, und wir selbst uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin rc.

Fünfter Brief.

An den Herrn von E***.

Halb ist es Rache, daß ich Ihnen so spät antworte, und halb Beschäfftigung. Rache? werden Sie sagen; Ist nicht mein langes Stillschweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entschuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E * * *. Sie mußten doch

Ih-

Ihre Noth jemand klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weiß Ihnen für diese Bescheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundschaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer sowohl wissen, als Ihr Vergnügen, und in beyden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Periode ist nunmehr vorbey. Was soll ich Ihnen nun sagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das sagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde sind. Aber, wenn Sie mir geschrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: so hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, ist ein sicheres Verdienst zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ꝛc.

Sechster Brief.

Gnädiges Fräulein!

Wie vortheilhaft haben Sie einen Brief an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilet, und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich diese Ehre verdienete! Aber nein, ich sage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene sie nicht: und dennoch wünschete ich, daß Sie diese Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausspruch nicht wieder zurück zu nehmen; so sehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieses ist eine Eitelkeit, über die ich bey andern spotten würde, und mir vergebe ich sie sehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weiß, daß ich bey dem Lobspruche von hundert andern Fräuleins sehr gleichgültig geblieben seyn würde. Ich danke Ihnen also, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewissen edlen Empfindung, zu der man allein fähig ist, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben diesem Briefe an Ihre Freundinn, gewünscht, reich zu seyn, um mir jährlich eine Pension aussetzen zu können, und ich versichere Sie, daß mich dieser Wunsch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Pension von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, sondern auch diese, ohne sie es

wis-

wissen zu lassen, wem sie Ihr Glück zu verdanken haben. Dieses können nur die edelsten Herzen. Aber gnädiges Fräulein, wenn es bey mir stünde, so würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt seyn sollten, mehr wünschen, als eine Pension. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hause der geistreichen Marquisinn de la Sabliere zwanzig Jahre seinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beschützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich seyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht sowohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine sowohl, als ‥? Doch Sie würden böse werden, wenn ich den Gedanken fortsetzete, und eben so wenig darf ich Ihnen sagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verlohren hat, seit dem Sie nicht mehr hier sind; wie Sie beynahe der einzige Inhalt unsrer Gespräche sind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünschen können, daß Ihre Eigenschaften verdienen; alles dieses darf ich Ihnen nicht wohl selbst sagen. Ich schließe also, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben dieselbe.

Gnädiges Fräulein!

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu schreiben, würde Ihnen bald zur Last, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen so sorgfältig und so schön beantworten wollten, wie den ersten. Ich bitte Sie also, mir nur selten, oder nur in ein paar Zeilen zu antworten, und aus dieser Bitte zu schließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringste Mühe machen will. Diese Bescheidenheit ist eine nothwendige Tugend, wenn man so viel Hochachtung für eine Person hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundinn so hart verwiesen, daß sie Ihnen etwas von dem Beyfalle gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart gesprochen habe? Sie liebt Sie viel zu sehr, als daß ihr auch das geringste Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig seyn sollte; und sie versteht sich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß sie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone selbst, mit dem ich sie ausgesprochen habe, hätte schließen sollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzü-

ge, die Sie vor vielen Personen Ihres Geschlechts haben, zu wenig; und eben dieses Verdienst muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur desto mehr erwerben, und andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Sie Sich selbst versagen. Wer so lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der schreibt allemal schön, und um desto schöner, je weniger er daran denkt, schön zu schreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madame Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und selbst ihre Nachläßigkeiten sind noch liebenswürdig. Es ist ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geschlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon seyn. Vergeben Sie mir diesen pedantischen Ausspruch wegen seiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande seyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich selbst nicht gut schreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu schätzen weiß. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu seyn &c.

Achter Brief.

Madame!

Sie sind die beste Frau von der Welt, und ich bin Ihr bester Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (lassen Sie diese Zeilen Ihren Mann nicht lesen!) Sie verdienen einen noch bessern und vornehmern Mann, als ihr C = = ist. Dennoch darf Sie dieses nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich so viel Verdienste haben, als Sie und = = = darf ich es sagen, als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in O = = =? Ist mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann = = = Geben Sie wohl Achtung! Ich will dem Homer nachahmen, und eine so seltne Begebenheit verdienet es ja wohl! = = = Hört Ihr Mann den süßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müßen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um diese Zeit ein Geschenke von fünfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eile nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdich-

tet hätten: so hätte ich meinem Pathen alle diese Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücke mit doppelten Herzen, mit Kometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. = = = Ich soll sie aufheben; wollen Sie mir sagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr ist es zu spät. Ich besann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie also lieber bis wieder auf eine solche Begebenheit; denn jetzt könnte ich meinem Pathen fast mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Segen dienen, in der Sprache der Betschwester zu reden = = = Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungarischen Wein, seinem Stande gemäß, im Keller haben soll. Sagen Sie ihm doch, daß er sich mit einem Antheile sehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehemaliger Respondent, das Präsidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal sehen und küßen. Es sind freylich sechzehn Meilen, es ist auch schlechter Weg, es ist kalt; aber alles dieses wird mich nicht abhalten. Das menschliche Leben ist kurz, ich will reisen, Sie noch einmal sprechen, und Ihnen ganze Wochen lang sagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie sehr ich stets gewesen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madame!

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin seit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Lassen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verstehen, und das ich Ihnen vielleicht selbst nicht recht erklären kann. Es schickt sich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Lesen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat so was schwerfälliges und ververdrießliches bey sich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauschen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriednen und mürrischen Menschen bedeuten, mein Herz sagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten sollte: so will ich doch daraus, daß es einen Unzufriedenen bedeuten soll. Der bin ich, Madame! Ein vollkommener Heavtontimorumenos bin ich seit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin? weiter weiß ich Ihnen nichts zu sagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachsinnen sollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungestört verdrießlich seyn, wenn ich lange nachsinnen wollte? Ich habe die schönste Gegend vor mir, und ich nehme mich sehr in Acht, daß sie mich nicht rühre. Ich sehe sie an, und denke nicht auf das, was ich sehe, sondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher

um

um mich herum liegen. Ich möchte dieses, ich möchte jenes lesen, ich möchte sie alle lesen. Ich berathschlage, welches ich lesen will, und nach langen Berathschlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich lese, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß sind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken sollten dunkel, die Sprache sollte ängstlich seyn: dann würde ich lesen. Sagen Sie mir, Madame, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank seyn sollte: so müßte ich beynahe närrisch seyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Hasses gegen mich selbst, nicht seyn. In den ersten Wochen konnte ich mich an den mannigfaltigen Scenen dieser Gegend nicht satt sehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüsche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu sehen: so ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Jetzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besehe die Leichensteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloschenen Namen herausgebracht habe. Wenn ich auf den Denkmalen die Worte finde, er starb alt und lebenssatt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in meinem

siebenten oder achten Jahre war. Ich weiß nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madame, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verschließen läßt: so weiß ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber warum kommen Sie nicht wieder in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind? Das weiß ich auch nicht, Madame. Ich glaube und warte darauf, daß Sie mich bitten sollen. Und wenn Sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinem Gedanken nicht inständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Jetzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmesser sehr höflich absordern. Merken Sie diese List nicht? = = = Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dieß ist es alles; und deswegen läßt man mir das Federmesser absordern? Sagen Sies auf Ihr Gewissen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schließen, als daß ich mürrisch bin, daß ich selbst nicht weiß, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinem Wirth

verschlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie sind tausendmal billiger, Madame, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen Sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die größte Wohlthat an, und küße Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr 2c.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr!

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L = = = haben bekannt machen wollen. Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Und desto mehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studieren

entwe=

entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden ihn schon andere Leute und sein eigener Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beyden läßt sich alles hoffen. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald wieder einen so geschickten Jüngling!

Eilfter Brief.

An den Herrn von H==g.

Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher vor meinen Briefen. Ich habe mir so fest vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor andern schuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe schreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das schlimmste ist, so finde ich oft eine so große Wollust im Briefschreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beschrieben ist. Aber zum erstenmale will ich Sie nicht so sehr erschrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen

hal=

halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es ist Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu bestrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf diese Art noch vielmal würde satt schreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H==, es ist mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umständen zu haben. Ich wünsche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, daß Sie zufrieden leben; und zwar von niemanden lieber, als von Ihnen selbst. Sagen Sie mir dieses, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner sind: so will ich Ihnen wider meine Neigung versprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar schwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin :c.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretair K.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre: so würde ich doch an Sie schreiben, und Ihnen sa-

gen, wie sehr ich Ihr Freund bin, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünsche ich auch, daß Sie noch bey mir seyn möchten; und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsche vertrüge, so würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indessen froh, daß Friede ist, oder daß wenigstens die Leute von Frieden reden, weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu sehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr finster aussehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madame S = = vorgelesen, und sie war böse, daß er so kurz war. Wie gefällt Ihnen dieser Lobspruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzusetzen habe? Was macht denn der Herr Major G = =? Sagen Sie ihm nebst tausend freundschaftlichen Grüßen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schwestern.

Ich begehe eine Freyheit, die sehr neu ist. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geschrieben, ohne sie zu kennen, ohne sie gesehen

zu haben, und ohne ihre Namen zu wissen? Hören Sie mir unbeschwert zu, meine drey unbekannten Schönen, (wofern anders dieser Brief in Ihre Hände kommen sollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L⸗⸗ zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie so gütig gewesen sind, mich grüßen zu lassen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfalle zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit besitzen, oder, den Lobspruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande seyn, wenn ich mich nicht nach Ihren Namen hätte erkundigen sollen. Ich that es; aber mein Freund war so boshaft und so eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob sie die Namen wissen oder nicht, „fieng er trotzig an; genug, es sind drey angenehme und kluge Frauenzimmer, drey liebe Schwestern, die den Geschmack und ihre verführerischen Schriften lieben. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Sie wohnen in G⸗⸗. Sehen sie, hier steht es; aber mehr erfahren sie nicht, und wenn sie auch vor Neugierigkeit alle Krankheiten auf einmal bekommen sollten.„ Dieses unbescheidne Compliment beleidigte mich um desto mehr, da mein Herz von dem Lobspruch, den Sie mir ertheilet, noch ganz stolz war. Dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewissen lächelnden Mine, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne gesehen hatte,

und fragte ihn ganz demüthig; ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an diese drey artigen Schwestern bestellen wollte, aber versiegelt. Ja, sagte er, weil sie noch Kaffee haben, so will ich eine Pfeife Taback bey Ihnen rauchen; doch, so bald die Pfeife aus ist, so muß der Brief fertig seyn, oder ich bestelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böse Mensch! Jetzt klopft er den Knaster aus. Er steht gar auf. Ich möchte so gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie so gern um Ihre Freundschaft bitten. Ich muß alles vergessen, wenn ich anders will, daß dieser Brief fortkommen soll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu sagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretair K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster = oder Michaelsmesse vorbey lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen;

men; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßkatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische, ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause, und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath von Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an, bindet mir das Buch fein fest und schön ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er sichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeister und der Schulze auf seinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerst gesehen, sich bald scheckigt darüber gelacht hätten, so viel spaßhaftes Zeug stünde darinne; er sagte, daß

er einen kleinen Sohn hätte, der schon hübsch lesen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und seine Pfeife Taback in Ruhe rauchete, etwas daraus vorlesen sollte, so würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, der es in Druck hat ausgehen lassen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er sagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke; denn außer dem würde ich mich dem Bauer selber entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schnackisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größesten bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von

der

der G** fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine solche merkwürdigen Histörchen mehr. Ich rc.

Fünfzehnter Brief.

An die Madame S***.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereist, so schreibe ich schon an Sie, und ich denke, ich werde so lange schreiben, bis ich Sie wieder zurück geschrieben habe. In der That sind auch seit zweymal vier und zwanzig Stunden fast eben so viel Ursachen entstanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen scheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigsten melden. Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmittage das Fieber nebst einem kleinen Friesel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich habe es ihm auch versprochen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angeht, sehe ichs für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich jetzt zwar ganz leidlich, und ver-

schiedne Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen sehen; ich muß es aber am besten wissen, daß es noch sehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefehr den Porcellantisch umgestossen, und gestern Nachmittags ::: darf ichs Ihnen sagen? O wie bedaure ich Sie! :: gestern Nachmittags, denken Sie einmal an das Unglück! ist Ihr ganzer Silberschrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis diese Stunde noch weiß, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle hersetzen wollte, die sich seit Ihrer Abwesenheit zugetragen haben. Nur noch eine Ursache kann ich nicht verschweigen, die mich insbesondre Ihre baldige Rückkunft wünschen heißt. Es ist ein Ruf, den ich nach B ::: mit der heutigen Post erhalten habe. Ich brauchete Ihren Rath mehr, als jemals, je unschlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach Madame, warum sind Sie doch gereist? Was soll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L:: verlassen kann, ohne Ihnen für die tausend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in so vielen Jahren erwiesen haben. Und gleichwohl ::: Ich dächte, Sie kämen noch diese Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie ::: Ob das alles wahr ist, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madame, denn wenn ich nein sagete, so kämen Sie nicht so bald

wie=

wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebster rufen. Was wird wieder vorgegangen seyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hause nur auf Ihre Abwesenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madame, ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieselbe.

Madame!

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie sassen und schrieben, und ob Sie gleich beynahe sechzehn Meilen von mir sitzen mochten: so konnte ich durch Hilfe des Traumes doch so viel sehen, daß Sie an einen guten Freund schrieben. Wer war froher, als ich? Ich sah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewisser, als daß Sie an mich schrieben, ja ich war schon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und stieß so unvorsichtig an den Tisch, daß die Tinte umfiel. Ich wollte in der Angst ent-

entweder nach dem Briefe, oder nach der Tinte greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Base erzählt. Sie sagte mir, die Tinte bedeutet Zank und Streit mit Abwesenden. Ach Madame! Nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Lassen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Posttage an Sie schreiben, und Ihnen sagen darf, wie hoch ich Sie schätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn sie in Dresden sind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madame!

Machen Sie Sich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B = = = kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden soll. Ich will zu Ihnen nach G = = = ziehen. Nach G = = = ? warum denn das? Um den guten Geschmack befördern zu helfen, der in dieser Stadt unter dem Frauenzimmer herrscht. Sollte man nicht den Mäd-

chen

chen eben sowohl Collegia lesen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madame, so suchen Sie mir ein halb Dutzend hübsche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poesie, in dem Briefschreiben, in der Philosophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will so wenig ein Pedant, und so wenig ein junger Mensch seyn, als es die Beschaffenheit meiner Zuhörerinnen fodert. Ich will auf öffentliche Kosten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum lesen fehle. Ich sähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter fünfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen sich zur Heirath entschließen: so wollte ich Ihnen, zum Besten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel sie zu erhalten, sie zu versüßen, und so weiter, lesen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geschlecht durch diesen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorsage, das sie morgen nicht mehr wissen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läse um die Ehre, und wenn mich die Witzigste von meinen kleinen Freundinnen zuweilen eine Liebkosung machete: so würde ich mich für sehr reichlich belohnt halten. Aber, Madame, in Ihrem Hause

muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Gesellschaft ist die erste Ursache, warum ich in G::: leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Pastor!

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermisse! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Person zu sehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da sollen unsre Umarmungen erst angehen, wenn uns eine gewisse Stimme in unserm Herzen sagen wird, daß wir es sind, die sich einander suchen. Gott! Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenke des Himmels zu schätzen und zu gebrauchen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche schwere Stunde erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben diese Dienste! Ich traue es ihr wenigstens zu. Was würde die Welt, die dieser Empfindungen nicht fähig ist, von uns

den=

denken, wenn sie uns so reden hörete? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundschaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menschheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthigt wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundschaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergessen, und von Ihren mir überschickten Werken reden. Ich habe sie mehr als einmal gelesen, und allemal sehr schöne Stücke darinnen gefunden; aber ganz haben sie mir niemals gefallen. Lassen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbesserungen, einen gewissen Zwang in Ihren Erzählungen, der sich bald von der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herschreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleidigend bleiben wird. Ich habe sie meine Freunde lesen lassen, die alle schon Ihre Freunde sind: und alle diese sind meiner Meynung, und wünschen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimlose, als gereimte Gedichte, zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in

die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Verlangt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk setzeten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäffte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jakob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Person gekommen; aber fünfzig Meilen, das ist freylich ein weiter Wege. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebsten und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denselben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geschwiegen hätten: so würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken verfallen seyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie so sehr, daß ich gar nicht in diese Versuchung gerathen kann; und so grausam auch der Ausspruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: so habe ich doch nicht die geringste schlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich sah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich sah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Absichten diesen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Bescheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es ist in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum ist man es, so ist man unruhiger als jemals; und so gern ich, in Ansehung der Welt, die Zahl derguten Scribenten vermehrt sehe: so sehr bedaure ich oft das Schicksal eines Autors, der sich mit tausendfacher Mühe den ungewissen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch schwerer zu behaupten, als zu er-

erlangen ist. Ja, lieber Herr Pastor, ich freue mich, es ist wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich solche feine Lobsprüche lese, als die Ihrigen sind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel reißt alle meine Vergnügen danieder. Die Begierde, immer einen neuen Versuch zu wagen, und die schrecklichen Gedanken: Wird er dir auch gelingen? Wirst du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was sind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors schmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Prosa. In dieser verspreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht ist Ihrem kleinen Jakob das Glück oder Unglück aufgehoben, sich durch die Poesie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnasse zeigen kann, den ich gern selbst erstiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen suchen soll! Lehren Sie ihn, so bald es seine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieser Verfassung zu mir kömmt: so werden wir schon gute Freunde seyn, und gern mit einander studieren. Der zweyte Theil der G== ist schon an der Michaelsmesse herausgekommen. Ihre Frau Liebste hat also nicht Ursache, auf meine Langsamkeit böse zu seyn; vielleicht aber auf meine Geschwindigkeit,

wenn

wenn sie das Werk gelesen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenstes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn von A==.

Ihr Geschenke ist mir sehr angenehm gewesen, doch die freundschaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, ist mir noch kostbarer, als das Geschenke selbst. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern stehen sehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, dem ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünschen, daß ich sie verdienen mag. Ja, je gewisser ich weiß, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen, oder hoffen, desto mehr wünsche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu seyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigstens eben so gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weiß ich, und die mir auch die liebste ist, wenn sie nur schon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch,

ich sehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich sehe

Dereinst noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyspiel sich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn Dich nachzuahmen,
Des besten Vaters würdig seyn,

Ich bitte um Ihre Freundschaft, ob ich sie gleich schon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gern schreiben; denn warum schreiben Sie so schön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schwester das ehrerbietigste Compliment zu machen. Wie viel Glück wünsche ich dem, der sie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ergebenster Freund und Diener.

Ein und zwanzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Um mich wenigstens durch eine gute Absicht um den jungen Herrn von S = = verdient zu machen: so will ich einen Vorschlag zu seiner Erziehung thun. Er ist gar nicht sinnreich, er ist viel=

vielmehr natürlich und Einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Besitzer seiner eignen Güter werden; so kann er nie zu viel lernen, und um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hause hat tausend Hindernisse. Ein Hofmeister kann unmöglich alles wissen; und wenn er auch viel weiß, so hat er doch nicht allemal die Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müßen leicht und angenehm lernen, lernen, ehe wir wissen, wie viel wir zu lernen haben. Es ist nicht genug, zu lernen, wir müßen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein die Welt zu Hause ist nicht allemal die beste. Wir sehen nur immer einerley Geschöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, so bemerken wir auch andre wenig. Kurz, wir bleiben gern schläfrig in unsrem eignen Hause, und werden in unsern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hause zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch schreiben. Ich will nur sagen, daß es sowohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sitten vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird.

Könn=

Könnte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschete ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, je eher, je lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehn Jahre alt. Dieß sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weiß, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit; so wird es uns sogar beschwerlich werden, müßig zu seyn. Man weiß oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von G:: hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewöhnt, ehe sie ihn noch rührt. Er speist an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der junge Graf::

als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein sechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So sind jetzt noch verschiedne sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre auf, Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechzehnten oder achtzehnten Jahre erst auf Universitäten: so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch böse Beyspiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß. Er muß sein Freund aber auch sein Gebieter seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorgt, daß diejenigen, die ihn unterweisen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst. Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnet werden muß. Und was ist es denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geschickt geworden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke zu leben, und sein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn sich Herr K = = zu dieser Stelle verstehen wollte; so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und

Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretair könnten Sie wohl noch an seine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, daß ist leider schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch, und bin rc.

Zwey und zwanzigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr! rc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie doch nehmen; so groß ist mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja ich bin so stolz, daß ich gar glaube, daß Ihnen diese Versicherung nicht gleichgültig seyn kann.

Estimer la vertu, c' est toujours ma maxime;
Voyez vous la raison, pourquoi je vous estime?

Kurz, Sie müßen an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieses Geständniß unangenehm seyn sollte; dazu aber sind sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es ist also gewiß, daß ich vor andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieses gesagt: so dürfte ich bald meinen Brief schließen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal sage. Doch, ich kann noch nicht schließen.

ßen. Ich muß erst fragen, wie Sie leben -- Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigstens weiß ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie diese aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu schreiben, und ich würde Sie recht inständig darum bitten, wenn ich dieses Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als meinem Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beständig mit der größten Hochachtung seyn 2c.

Drey und zwanzigster Brief.

Liebe Mama!

Meine Schwester hat Ihnen gesagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen lassen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben so gern schicken, wenn ichs nur noch hätte; aber ich habe es nicht mehr. Wo hast dus denn hingethan? Wo ich es hingethan habe? Ich habe es -- soll ichs Ihnen sagen, meine liebe Mama? Ich habe es -- Sie nehmen es doch

nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. Geschwind laß dirs wieder geben, und schicke mirs. Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weiß, weinete ich nicht alsdann selbst mit. Ich bin ihr gut, sie ist mir wieder gut, und so sind wir einander schon lange gut gewesen, und ich denke, wir werdens noch lange seyn. Sage mir nur, ob das dein Ernst ist? Du bist ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht so gewogen gewesen? Das weiß ich selbst nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen sehen sollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist recht artig, und in meinen Augen schön. Sie sieht fast so aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt sind. Lassen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich sie denn nicht einmal mit nach Hause bringen? Vielleicht könnte ich sie alsdann bewegen, daß sie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir wohl eher gewünscht, daß ich eine stille und hübsche Frau finden möchte; warum sollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein solches Mädchen habe? Ich sinne jetzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und sie heirathen kann: alsdann wollten wir unsre Mama

zu

zu uns nehmen; denn nicht wahr, es würde Ihnen besser bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und sehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum Abkopieren bekommen kann. Doch ich zweifle sehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falschheit, reden; und ehe ich dieses anhöre, so will ich die Angst, zu halben Tagen so unbeweglich, wie eine Bildsäule, zu sitzen, lieber noch einmal ausstehen, und mich von neuem malen lassen. Aber Mama, reden Sie nicht etwa in Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu sind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebster Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe, so bin ich doch sonst viel besser, als meine Brüder; und im dreyßigsten Jahre geht dieser kleine Fehler ja noch wohl an ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretair K.

Seyn Sie so gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr, als zehnmal, die Ehre gesucht, ihm

selber bey seiner Anwesenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perruken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Westen, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorsals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur seidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs dem einen Bedienten, der mich, ich weiß nicht warum, lange ansah, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen: aber er blieb ganz gelassen, und ich schämte mich, daß mein Name einem so wohl gewachsnen Menschen unbekannt war. Ich blieb also demüthig stehen, und sah zum Zeitvertreibe die Gesichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas heraus zu bringen; sie sahen mir aus, als wenn sie es selber nicht recht wüßten; aber den meisten sah ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, ein beßres Amt, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in den Busen stecken hatten, oder deren Taschen dick waren, machten mir die wenigste Mühe. Was konnten sie anders anzubringen haben, als Disputationen, und Werke mit Dedikationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungestümen, die den

Großen ihr Schicksal so sauer machen. Kurz, ich gieng fort und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene = = = Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das ist doch nicht recht, daß Sie Sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich sing alsdann gewiß ein Brautgedicht.
Wovon, das weiß ich jetzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe singen;
Von ihrer List; von ihren Schlingen,
Die sie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der sie sich der Sterblichen bemeistert,
Die Blöden oft mit Witz begeistert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen spröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie sie Betschwestern oft in ihrem Singen störet,
Und morgen schon verbuhlt die Mütter seufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben untersagt;

So könnt ich von der Liebe singen,
Wie sie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern schleicht,
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alten keucht,
Aus dem Bramarb bramarbasiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus süßen Herren raffiniret,
Dieß alles säng ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübsches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, sonsten möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poesie, zu alt werden. Ich will meinen Brief schließen, ich möchte sonst mehr schreiben, als Sie zu lesen Lust hätten, und ich will Ihnen zugleich versprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen sicher seyn sollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

Mein fauler Freund!

Damit ich auf eine gewisse Weise eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir schreiben dürften: so habe ich in Ihrem Namen selbst einen

nen

nen Brief an mich aufgesetzt. Seyn Sie so gut, und lesen Sie ihn durch, streichen Sie die Stellen mit Bleystift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und schicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herrn Fridericin, damit er mir ihn zuschicket. Hier ist der Brief:

Mein lieber Freund!

„ Wundern Sie Sich ja nicht, daß ich seit etli-
„ chen Jahren noch keine Zeile an Sie geschrie-
„ ben habe. Ich bin E = =, das ist genug ge-
„ sagt. Eben so wenig müßen Sie Sich wundern,
„ daß ich Ihnen Ihr Manuscript noch nicht ge-
„ schickt habe. Es ist wahr, Sie haben mich
„ darum gebeten; Herr G = = r hat auch schon
„ etlichemal deswegen auf mich geschmählt, ich
„ habe es auch fortschicken wollen; aber, wie
„ ich sehe, liegt es noch da. Je nun, wer kann
„ sich helfen? Genug, daß Sie Ihre Gedichte
„ jetzt erhalten, und zwar in eben der Beschaf-
„ fenheit, wie Sie mir sie auf meinen Tisch ge-
„ legt haben. Sie irren nicht, wenn Sie glau-
„ ben, daß kaum die Hälfte davon gut ist.
„ Werfen Sie die angestrichenen weg, und he-
„ ben Sie die andern bis zu einer neuen Aufla-
„ ge auf. Zum Unterstecken sind sie noch eher
„ gut, als ein neu Regiment davon aufzurich-

„ ten. Denn im Vertrauen geredet, sie sind
„ weder recht gut, noch recht schlecht.

As heavy mules are neither horse nor ass,

„ könnte ich zu Ihnen sagen, wenn Sie nicht
„ Ihr bischen Englisch vergessen hätten. Hätten
„ Sie mirs doch von meinen Gedichten bewie-
„ sen, werden Sie denken, aber ich antworte
„ mit dem Cicero: Neque -- si quid est euidens, argumentari soleo: perspicuitas enim
„ argumentatione eleuatur. Also brauche ich
„ keine lange Kritiken zu machen, und zwar
„ aus Liebe zur Deutl chkeit. Kurz, mein lieber
„ Freund, keine Gedichte mehr!

O! Dichter denkt an Philomelen
Singt nicht, so lang ihr singen wollt!

„ Wollt ihr aber nicht folgen, nun so ist euch
„ das Urtheil schon gesprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu singen!
Und singt euch um die Ewigkeit!

„ Für die überschikten Näschereyen und für den
„ guten Knaster bedanke ich mich, mein guter
„ Freund. Ich habe mirs recht gut mit Ihrem
„ Bruder schmecken lassen. Ich weiß nicht, es
„ ist alles so niedlich, so himmlisch, was von
„ Leipzig kömmt. Immer fahren Sie fort, mir
„ von Messe zu Messe so was zum Weine zu
„ schicken. Ich will auch heute Ihre Gesundheit
„ bey Renkendorfen trinken. Ich bin, ohne es
„ Ihnen unter etlichen Jahren wieder zu schrei-
„ ben, Ihr Freund und Diener C--

Dieß

Dieß ist die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgesetzt habe. Nehmen Sie geschwind eine Feder und schreiben Sie, wo Sie es gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und schieben sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weiß ichs Ihnen nicht zu machen &c.

Sechs und zwanzigster Brief.

Madame!

Aus Ihrem letzten Briefe sehe ich zwar, daß Sie die Komödien nicht ganz hassen; allein ich sehe auch, daß Sie von dem Nutzen derselben noch nicht sehr überzeugt sind. Es kränkt mich, daß die Komödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren soll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem so lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie leugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Komödie nicht; dazu ist Ihr Geschmack viel zu schön. Nein, Ihr Verstand preist solche Arbeiten, und Ihr gar zu gewissenhaftes Herz verwirft sie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madame, daß ich Ihr Herz hierinnen wiederlegen darf. Glauben Sie wohl; daß eine Schrift nützlich ist, wenn sie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und

Meynungen der Menschen auf eine sinnliche und spöttische Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft liebenswürdig vorstellt? Ich höre Sie die Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke sehe ich noch eine zweifelhafte Mine in Ihrem Gesichte entstehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine spöttische Art zeigen müßte, und ob es der Menschenliebe nicht gemäßer sey, sie mit sanftem Ernste zu lehren und zu bessern? Diese liebreiche Frage ist leicht beantwortet. Gewisse Krankheiten des Geistes sind eben so wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewisse Krankheiten des Körpers. Die Satyre ist in der Moral eben so nöthig und heilsam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunst. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen seyn, wenn man sie nicht wider einzelne Personen, sondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Gespräch schreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in solche Umstände verwickele, daß sie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine solche Art entdecken, daß man sie bald belacht, bald haßt: so sehe ich nicht, wie dieses die Menschenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderische *Clelia*, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater, sind nichts, als der Geiz, die Verleumdung und Groß-

spre-

sprecherey selbst. Diese Leidenschaften verspottet der Komödienschreiber; diese läßt er einzelnen Personen handeln und herrschen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches die Laster bey sich führen. Er spottet nicht, um zu spotten, sondern um zu lehren.

Aber werden Sie sagen, man denkt doch bey den Personen in der Komödie an Personen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen oder Verleumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Personen, an welchen ich diese Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Komödie erweckt also nicht sowohl den Haß gegen die Laster, als gegen lasterhafte Personen. Und wie leicht kann dieser Haß ungerecht, und den Gesetzen der Menschenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geschöpf ansehe, wie leicht wird mirs nicht seyn, ihm meine Dienste, meine Gefälligkeiten zu entziehen, seine Fehler zu vergrößern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf seine guten Eigenschaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und seine Gemühtsart zu verbessern suchen, wenn mir seine Person einmal verhaßt ist?

Ich gebe zu, daß die Komödie diesen Fehler nach sich ziehen kann; aber er ist nicht sowohl ihr, als uns, eigen. Man lasse den Redner oder Poeten die bösen Neigungen, welche wir Laster und Thorheiten nennen, im strengsten Ernste beschreiben. Es soll ihm kein spöttisches Wort entfahren. Er soll nur seine Laster recht nach dem Leben, und auf ihrer verächtlichsten Seite entwerfen. Wird seine Rede, wird sein Gedicht, indem er uns mit dem Hasse gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Hasse gegen die Thoren beleben? Die Komödie ist also nicht daran Schuld, weil sie eine Komödie ist; eben so wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel ist, der wider die Unordnung in diesem Zimmer in mir entsteht. Endlich ist die Verachtung und der Ekel gegen die Thoren, den die Komödie erregt, an und für sich nichts strafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Gesetz der Religion lieben. Ich soll ihn vielmehr in diesem Verstande verabscheuen, und nur so viel Liebe für ihn haben, als nöthig ist, ihn zu bessern, wenn er sich nicht selbst widersetzt. Und wenn die Komödie wider diese Art der Liebe zu streiten scheint: so darf man die Schuld dem Poeten nicht beymessen. Seine Absicht ist, die schlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er sie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den

Geiz als abscheulich vorstellet, kann zur Lieblosigkeit gegen die Geizigen eben sowohl Gelegenheit geben, als die Komödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madame, als ob Sie mit der Auflösung dieses Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Komödien vorzubringen? Vielleicht dieses, daß sie zur Eitelkeit verleiten? Daß sie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß sie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beydes weit kostbarer anwenden könnten? Darf ich bitten, so lassen Sie mich auf diese Einwürfe im Namen der Komödie antworten. Die Komödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht sagen wollen, daß sie dem Frauenzimmer und den jungen Mannspersonen Gelegenheit giebt, sich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht sagen wollen, daß durch den Inhalt der Komödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein solches Verlangen beygebracht werde, welches blos auf die Befriedignng unsrer Sinne und unsrer Einbildung geht. Zu dem ersten können alle öffentliche Versammlungen, und sogar diejenigen, die der Andacht gewidmet sind, Anlaß geben. Der andern Gefahr sind wir bey allen Gesellschaften ausgesetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was ist also die

Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die listigen Verstellungen und Betrügereyen, die grenzenlosen Scherze und Spottreden in der Komödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie diese Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Komödien und Nachspiele sind mit einer strafbaren Liebe und mit närrischen Romanstreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunst nach, sondern man bringt die grobe Natur selbst auf das Theater. Man beleidiget unsern Verstand durch ungesittete Vorstellungen, und unser Herz durch böse Neigungen. Man wird ein Possenreißer, ein Unverschämter, um seinen elenden Witz sehen zu lassen, und auf Kosten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle solche Stücke und alle schlimme Stellen in guten Stücken, sind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anstoß. Aber, Madame, was kann die Komödie dafür, daß sie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann sie dafür, daß sie nicht Freunde und mächtige Beschützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuschauer wachen?

Allein die meisten Fabeln in den Komödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein; es wäre

besser, daß sich wenigere Komödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen schlößen. Viele sonst wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume stehen, daß eine Komödie ein verliebtes Mährchen sey, wenn die Poeten in ihren Lustspielen mehr an andre geschickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den sie in den Herzen der Menschen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unschuldige Liebe ist das empfindlichste Vergnügen der Menschen. Und da uns die Natur mit diesem Affekte gar zu genau verbunden hat; da so viel Glück und Unglück aus dieser Begierde entsteht: so kann die Liebe nie zu sehr auf ihrer schönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausschweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige, zärtliche und närrische Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüstige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin stellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, ist, so sehr man sich mit der Nachahmung der menschlichen Handlungen schützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und also auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich ist, bleibt es auch auf der Schaubühne, und soll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutsamkeit gebracht wer-

den. Wenn übrigens die Komödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung setzt: so sind wir ihr für diesen Dienst sehr verbunden. Je mehr sie uns an Beyspielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und gesittet ist; desto mehr wird sie uns zu beyden Eigenschaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für sehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene sagen, was wir nicht seyn sollen: so lehren uns diese zugleich, was wir seyn sollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verleumderinn und Mißgünstigen, macht diese weit verächtlicher; so wie diese jene im Gegentheil erhebt. Freundschaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menschliche Gesellschaft ruhig machen, sollten zum Besten der Tugend eben so reizend auf der Schaubühne vorgestellt werden, als man die schlimmen Neigungen ungereimt und widrig abschildert.

Ihr letzterer Einwurf wider das Theater, scheint blos die Verschwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu seyn glaubt, um sich blos zu belustigen, kann allerdings nie zu sorgfältig mit seiner Zeit umgehen. Indessen giebt es Stunden, wo man nicht mehr in Stande ist, etwas wichtiges zu verrichten. Aber werden Sie sagen, sind denn dieses eben die Stunden, wenn die

Ko=

Komödie angeht? Könnte man binnen dieser Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja Madame. Wer alle Tage in die Komödie gehen will, den müßen besondre Umstände rechtfertigen, wenn er sich keinen Vorwurf machen soll. Aber so viel ist doch gewiß, daß wir zuweilen von unsern ordentlichen Geschäfften ausruhen müßen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieser Absicht ist das Vergnügen eben so nothwendig, als die Arbeit, weil diese ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und schläfrig von statten geht. Wenn ich nun diese Erholung, dieses Vergnügen in der Komödie finden kann: so ist meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Komödie hat, außer dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unser Geschmack, unser Verstand, unser Herz, unsre Sitten und Lebensart können darinnen verbessert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und der Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem guten Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, obgleich auf unterschiedene Weise. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Komödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er so allgemein ist. Es ist wahr; man könnte die Komödie, als ein gutes Gespräch zu Hause lesen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken

Sie nur, Madame, daß eben durch die öffentliche Vorstellung auf dem Theater die Komödie erst recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geschicklichkeit des Akteurs ihr Leben. Hundert Leute würden sie entweder gar nicht lesen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorstellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und sinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie oft nicht wissen wollen? Die beste Komödie verliert ihre Kraft, wenn sie nicht Aufmerksamkeit findet. Und man liest doch meistens, oder läßt sich solche Stücke lesen, weil man mit seinem Nachdenken dabey müßig seyn will. Ein guter Akteur ist bey dieser Krankheit der Arzt. Er zwingt uns durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit sich hindurch, ehe wir wissen, daß wir ihm schon so weit nachgefolgt sind. Wenn also witzige und moralische Gespräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: so sind doch die Komödien, in so weit sie öffentlich vorgestellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, diese doppelte Absicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu lesen und zu hören; diesem verschafft sie das Theater. Mancher würde den Abend auf

seinem Lehnstuhle vergähnen, oder sein Geld auf dem Kaffeehause verspielen, oder in einer elenden Gesellschaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß Sie wenigstens so viel Klugheit besitzen, Sich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die meisten immer ein Vergnügen suchen: so werden Sie sehen, wie nöthig es ist, dem Volke in einer großen Stadt solche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Komödien und Trauerspiele sind.

Was die Kostbarkeit dieses Zeitvertreibs anlangt, so gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Komödie zu oft besucht; er bezahle nach seinem Stande den theuresten oder den wohlfeilsten Platz, in seiner Art eine Verschwendung begehen kann, wenn er sich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man sich sein Vergnügen nicht zuweilen versagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich sollte ich glauben, daß, wenn auch die Komödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, sie deswegen noch nicht einzustellen wäre. Man schließe alle Theater zu; dennoch werden diejenigen, die sich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts ersparen. Sie suchen andre Gelegenheiten. Und ist es

denn

denn nicht besser, daß sie eine solche suchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen gesorgt hat?

Es könnte vielleicht den meisten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erstlich sollten die Komödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müßten, welche sie aufführen wollten. Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele auf das Theater lassen. Er würde sogar in den guten Stücken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beyde Geschlechter ohne Gefahr alle Komödien anhören könnten, und nie die einen bey dem Händeklatschen der andern die Augen niederschlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Personen müßen alle Stücke sicher besuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten und schöne Stücke zu liefern, müßte der Aufseher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erste oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geschieht. Ferner müßte ein Abend für die Armuth, oder zu andern guten Anstalten ausgesetzt werden. Wie sehr würde dieses den Poeten und den Akteur ermuntern: wenn jeder wüßte, daß er durch seine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Komödianten müßten eine ansehnliche Besoldung

und einen gewissen Rang bekommen, damit sie ordentlich und anständig leben, und die üblen Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Komödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Komödie so eingerichtet wäre, wie sie seyn sollte: so wäre ein guter Akteur ein sehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Mensch würde sich schämen dürfen, eine solche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Kosten erhalten werden. Man müßte beständig für gute Musik sorgen, damit auch auf dieser Seite das Vergnügen der Zuschauer befördert würde. Diese Anstalten sind alle leicht auszuführen, wenn sie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt unterstützt werden.

Und wenn die Komödie eine solche Gestalt gewänne: so sehe ich nicht, was man für ein unschuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. ⸗⸗⸗

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Liebe Mama!

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie schreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von ::: Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich ist! Ich kann sie nicht einmal alle überzählen; doch Sie werden mir schon auf mein Wort glauben. Es ist wahr, es ist unter allen den Briefen keiner so schön geschrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundschaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßen also sehr ungerecht seyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unsern Briefwechsel so lange unterbreche, bis ich diesen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich sage Ihnen dieses nicht deswegen, als ob ich glaubete, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, blos um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die gerechteste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?

Acht

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretair K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammen hängt, und das dem ungeachtet, sehr wahr ist. Ich weiß nicht, was ich für ein ungezogner Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr als ein halbes Hundert auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weiß nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchete; so würde ich viele andre finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen sie alle liegen. Wenigstens weiß ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübsch. Sie führten mir auch einen Lobspruch aus einer gewissen Schrift an, dafür ich Ihnen sehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonstriren könnten, daß ich ihn in der That

und von eben der Seite her verdienete. Ich hatte kurz vor dieser Nachricht das Vergnügen, den Verfasser dieser Schrift bey mir zu sehen, ohne es damals zu wissen, daß er der Verfasser und mein Lobredner war. Es ist ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht sogar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo sind Sie denn jetzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amsterdam? Noch weniger. Also müßen Sie doch auf Ihrem Tusculan seyn? Ja freylich! Nun das ist mir sehr lieb. Habe ich können nach Niedersachsen reisen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reisen: so werde ich doch auch ... Erschrecken Sie nur nicht, wenn jemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht sagen. Ich bin Ihr 2c. 2c.

Neun und zwanzigster Brief.

Madame!

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weiß ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterstadt urtheilen, und so leicht man sie auch mit einem Dorfe verwechseln kann: so

so gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt besser. Nirgends, Madame, es ist mein wahrer Ernst, nirgends geht die Sonne so schön auf, nirgends sieht der Himmel so blau aus, nirgends scheint der Mond so hell, und nirgends erfrischen Luft und Wasser so, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire,
Le saphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
Et l'on ne voit qu'ici, dans tout son appareil
Lever, luire, monter et tomber le soleil.

Diese vier Verse möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis sur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madame, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich jetzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben jetzt unter den beyden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag ist. Seyd mir gesegnet, schattenreiche Bäume! Und du, grünende Hecke, die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe! in dir sitze noch einst der Sohn

meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mitfreudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterey, Madame, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumern, jetzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch bekränzt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun!
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblick von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäfftiget mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lang auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunden und frohen Tage, und sehe dankbar gegen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freudig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Klient, bald ...

Nein,

Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter, als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Jetzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlich frommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weißen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die Du mich gebahrst, hier, Theure, setz ich heute
Mich voll Entzückung zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieser Gegend beytragen. Alles, was sie redet und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich immer ein Herz loben, Madame, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Letztens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie

lächelt die ganze Zeit über. „Das hat er
„ganz hübsch gegeben, fängt sie endlich an.
„Wer muß ihm doch das alles gesagt haben?
„ -- Er hat es doch auch selbst gemacht? -- Ich
„habe freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn
„loben höre -- Die Leute werdens doch auf-
„richtig meynen -- Ich höre, daß er zuweilen
„in seinen Schriften von der Liebe redet, und
„äußerlich thut er nun gar nicht, als ob er dem
„Frauenzimmer gut wäre -- Je nun, man
„kann ja einander in allen Ehren gut seyn. --
„Er ist stets still, und eingezogen gewesen. „ --
Ja, Madame, ich gefalle mir in diesem müt-
terlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, mehr,
als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobet hätte.
Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme!
Endlich nähert sie sich mir. Sie hat gewiß
unter der Zeit für mich gebetet. Nun sollten Sie
noch bey uns seyn, Madame, so wüßte ich mir
keinen glücklichern Tag in meinem Leben als den
heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute
wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken,
und meine Mutter, die sonst nur ein halbes
trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja,
das wollen wir thun, wir wollen Ihre Gesund-
heit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug
geschrieben. Leben Sie wohl!

Drey-

Dreyßigster Brief.

Madame!

Wie froh bin ich, daß die Brunnenkur zu Ende ist! nun darf ich wieder schreiben! Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder ansetzen dürfen, so barbarisch ist mein Medikus mit mir umgegangen: Mein Herr, sprach er, als ich die Kur anfieng, ich kenne sie, und weiß, daß sie gern sitzen und schreiben; allein ich sage es ihnen, Gift werden sie trinken, und keinen Brunnen, wenn sie sich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, sagte ich, darf ich denn nicht wenigstens drey oder vier Briefe von guten Freundinnen bey meiner Kur beantworten? Das wird mir doch nichts schaden?„ Was? Nichts schaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnenkur? Mein Herr, sie mögen wohl ein guter Poet seyn: aber nehmen sie mirs nicht übel, von der Medicin verstehen sie nicht den Gukuk. Wollen sie denn die Diät besser wissen, als ein alter Praktikus? Ich sage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die fünfzehnte Flasche rein ausgetrunken ist. Der Pirmonter Brunnen ist ein

Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigsten an ein Frauenzimmer, denken darf. = = =

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir so viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angst zuschwur, keine Feder anzusetzen. Der böse Mann hat mich so lange vom Briefschreiben abgehalten! Das soll die letzte Brunnenkur seyn. Verlassen Sie Sich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entschuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schwester habe ich zwar eine böse Hand, als die Ursache meines Stillschweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundschaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläßiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correspondent bin. Was macht Ihr Herr Liebster? Befindet sich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beyde manchmal an mich? Ich denke sehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundschaft.

Ein und dreyßigster Brief.

Madame!

Meine Hand ist nunmehr so gesund, als ich mir nur wünschen kann. Ich habe mir auch diese Messe Federn und Papier, alles, was zum Briefschreiben nöthig ist, gekauft, und ich sehe nicht, was mich abhalten sollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu schreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu seyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles sagen? Und vielleicht doch noch nicht so viel, als ich wünsche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen lesen? Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madame, wenn Sie diese Messe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: so wollte ich gleich einen Brief in Versen an Sie schreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn singen?
Doch, Sylvia, was frag ich erst?
Ist unter tausend schönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne singen,
Wohl eines, das Du lieber hörst,

Wohl eines, das Du mehr verehrst,
Wohl eins, von dem ich lieber schriebe,
Da du mich seinen Werth selbst durch Dein
Beyspiel lehrst,
Als der Geschmack, und als die Liebe?

Aber weil Sie nicht gekommen sind: so will ich das Gedichte versparen, bis Sie kommen, und Sie in Prosa bitten, Ihrem Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Kaffee trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L = = der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nun stürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie und Doris und Aemilie mit der Schwedischen Gräfinn zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosakenmädchen auszusetzen haben. Doch was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl!

Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treue und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn jetzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müßen; so bin ich doch zu sehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süßen Klagen stören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß, und Sehnsucht, das Ihrer Liebe so sehr werth war, und verdienen Sie Sich dadurch eins, das dem verlornen gleicht. Ich wünsche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Schreiben Sie mir nicht mehr so schöne Briefe, wie der letzte war, ich stehe sonst nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eifersüchtig auf Sie werden sollte, so sehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir sagen, Sie müßten jetzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie schläfern mich mit dieser kleinen List gar nicht ein. Ich sehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley die Sprache der Welt nicht vergessen, und in Ihren Briefen eben so schön deutsch schreiben werden, als ob Sie niemals mit Akten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernste, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um desto mehr Dank weiß, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich soll Ihnen eine Beschreibung von der Universität ⸗⸗⸗ machen, allein ich weiß Ihnen nicht viel zu sagen, als daß es an diesem Orte wohlfeil ist, daß die Professoren fleißig lesen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild leben. Ihre ganze Moral scheint diese zu seyn: Wer fleißig und richtig in die Callegia geht; wer seine vier bis fünf Stunden des Tages hört,

der

der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag spielen, er mag sich herumschlagen, er mag sich andern Ausschweifungen überlassen, das hat nichts zu sagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studierens ist die Freyheit. Kurz, ihre Sitten sind etwas cynisch. Denn ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und gesitteter Mann auf dieser hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein andrer, mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmste. In Ansehung der Collegien ist dieses noch gut, daß man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weiß ich ungefehr von dieser Akademie; allein ich weiß es nur aus den Erzählungen der andern. Ich selbst bin niemals da gewesen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beschreibung für authentischer hielten, als ich sie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundschaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commissionen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Grafen von L**.

Ich ersuche Sie gehorsamst, mir in dieser Messe eine Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Absicht

Nicht in der Stellung der Klienten,
Um mit erseufzten Complimenten,
Mit einer Bittschrift ihm zu drohn ⸗⸗.
Nein, ohne Dedication,
Und ohn ein Lob auf seinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war so groß zu seyn.

Sie wissen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Großen, und ich weiß nicht, ob ich zu blöde, oder zu bescheiden, oder zu stolz dazu bin; aber ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir ist dieses ein Beweis, daß ich ihn aus blosser Hochachtung zu sehen verlange; ich weiß nicht, ob ers Ihnen

auch

auch seyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdiensten, wenn alle Leute ihre Hochachtung so weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, ist zu groß, als daß mich dieser Gedanke aufhalten sollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B***.

Ich erhalte gestern die erste, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M⸗⸗; und da ich den Ueberbringer des Briefs frage, ob die Kutsche vor meinem Hause stünde, so sagt er mir ganz sinnreich, sie wäre schon gestern wieder nach M⸗⸗ gegangen. Wundern Sie Sich also ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die gestern schon abgegangen ist. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache gestern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die

mich nicht wollten reisen lassen. Ich sitze so lange darüber, daß ich die Nacht übel schlafe. Ich ziehe mich früh zur Reise an, und warte auf die Rosse, die mich zu Ihnen bringen sollen, und siehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umsonst ist. Ich hätte dem Menschen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht versichert hätte, daß er und seine Collegen unschuldig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M = = kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gütig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben, weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gern zuhört, nicht besser rächen, als wenn man ohne Aufhö-

ren plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht besser, als wenn man ihm Briefe über Briefe schickt. O! werden Sie mit zehn finstern Minen herausfahren, der Mensch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er stets an mich schreibt. Sie irren Sich, Herr Rittmeister, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: so würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie sähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchete. Ich schreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böse werden, und mir endlich in der Hitze einmal schreiben mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute ist Sonnabend, verlassen Sie Sich darauf, auf den Montag sollen Sie wieder einen Brief von mir haben, darinnen noch weniger steht, als in dem jetzigen. Wegen des Porto wollen wirs so machen, daß ich einen um den andern frankire; auf diese Weise geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben!

Sieben und dreyßigster Brief.

Im Ernste, liebster Herr Rittmeister, ist es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H ::: kommen mögen? Sie würden meinem ganzen Hause eine unendliche Freude machen. Wir sind alle beysammen, und es geht ganz abscheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expressen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich ist, Sie bey uns zu sehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug sollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle; so will ich nach R:: kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In diesem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Pastor und ein recht frommer Mann ist, und dort will ich Sie sprechen, und Sie einsegnen lassen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht

Acht und dreyßigster Brief.

An eben denselben in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A = = bey Ihrer Freundinn? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute gewesen sind. Hier erwarte ich Sie, und sage Ihnen einmal für allemal, daß Sie morgen früh mit mir nach H = = reisen, und die Vaterstadt Ihres besten Freundes in ganz Deutschland sehen müßen. Meine Mama, meine Schwestern, Christiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat blos Ihrentwegen sechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abschlachten lassen, weil ich ihr gesagt habe, daß Sie außerordentlich stark essen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R = =, und bewillkommeten mich auf das solennste. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Pastor in R = = nebst seiner Frau Liebsten bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt rc.

Neun und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Dem Himmel sey tausendmal Dank, daß Sie noch leben. Ich bin von Herzen erschrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schlesien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage gezittert. Mir ist es sehr gleichgültig, wer Schlesien oder Böhmen beherrscht, und ich gönne es jedem, dem es das Schicksal überlassen will. Doch, Sie über diesem Streite zu verlieren, würde genug seyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn zu gönnen. Es ist ein großes Glück, daß Sie der Gefahr unbeschädigt entgangen sind; allein, es würde ein noch viel größeres seyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde stehen, das ist, so lange Sie Sich auf den ersten Wink eine Ehre daraus machen müßen. Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: so lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armselige Soldat würde ich geworden seyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entsagt: so will ich lieber hinter dem friedfertigen

Pfluge

Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit sterben. Es ist wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken: aber auch nie, ohne ihn zu bedauren, daß er ein Held geworden ist. Ist es möglich, so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jenem Orte gewagt. Nein! zu unsrer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; sie ist ihr vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwan nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkstelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf den Vorposten, schreiben sollten. Veränderliches ist nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; sie seufzt nach Ihrer Wiederkunft; sie thut neue Gelübde;

sie liest Ihre Briefe; sie schickt nach allen Zeitungen und zittert, indem sie liest; sie klagt über mich, wenn ich sie trösten will. Dieß sind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann! Ich wünsche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tausend andern Ihr Freund 2c.

Vierzigster Brief.

An eben denselben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten = = Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeister, daß ich Sie Ew. Excellenz genennet habe. Indem ich den Brief anfangen will: so stelle ich mir vor, wie Sie einmal als General aussehen würden. Ich sahe Sie in einem Gesichte mit großen Falten; und in den Minen, wo sonst Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrschten jetzo das Alter und der Krieg. Sie trugen eine schwarze Perruque, und sahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich stehe nach meiner Meynung vor Ihnen, und weil ich in der Angst nicht weiß, was ich sagen soll: so fange ich in Gedanken an zu

sa=

sagen, Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Gedanken schreibe ich diese Worte aufs Papier. Es ist mir auch ganz lieb. Denn bey dieser Gelegenheit habe ich doch eine Seite vollgeschrieben, und Ihnen zugleich eine versteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf sind Sie also so stolz? Es ist noch um einen Feldzug zu thun: so ist Ihr ganzer Reiz verlohren. Es haben mich schon viele Officiere versichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie so entstellt, daß Sie Sich kaum mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachsen; man wird sich nicht sehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber = = höre ich Sie sagen. So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht an mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir umgehen, als wenn ich ihr Feldprediger wäre? Sie dürften nicht denken, als wenn ich so ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und sie nur gar zu gern läse. Nein! Ich kann sie leicht entbehren. Aber Sie sollen mir doch den Respekt nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde und als einem Gelehrten, schuldig sind. Allein, aller Ihrer Kaltsinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das versprochne Manuscript überschicken. Lassen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will sehen, ob Sie ins künftige zärtlicher mit mir umgehen wer=

werden. Es ist leider wahr, daß ich Sie noch liebe: allein wenn Sie mir nicht bald schreiben; so hoffe ich es vor Ostern noch so weit zu bringen, daß ich in zehn Jahren nicht in die Versuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundiget sich fast in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beständigen Anfrage los werde: so habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit gestorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält; so dürfen Sie, weil Sie ohne dieß gern schreiben, nur an ihn schreiben, und ihm melden, daß Sie zu großem Glücke oder Unglücke noch lebeten. Ich will mirs gefallen lassen, und noch einige Zeit seyn rc.

Ein und vierzigster Brief.

Eines

Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: so will ich Ihnen etwas entdecken, was man sonst sorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede seit acht Tagen sehr übel von Ihnen, und lenke in allen Gesellschaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das

Ge-

Gespräch auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenschaften beyzulegen. Dieses mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienste vergrößern wollte, damit man das Böse glauben soll, das ich von Ihnen zu sagen Willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen hersetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche kosten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem, was ich sage, am meisten quälen wird: so will ich Sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch sogar meine eigne Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht: allein wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauren, daß ich keine andern Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundschaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen schaden kann, wenn Sie nicht aufmerksamer auf mich sind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abschied verlassen, und andre mir vorgezogen haben: so bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieses: so will ich in allen Gesellschaften durch eben so viel gute Erzählungen meine ersten Nachrichten wiederrufen. Thun Sie es nicht: so fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner seyn soll; Ihre Freundinn oder Ihre Verleumderinn.

Zwey und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weiß für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn: als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche, sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde diese Bitte um desto öfter wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schicksal mag über mich beschlossen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben oder nicht: so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß Sie an meinem noch ungewissen Glücke zum voraus Theil nehmen. Es ist Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten sollte, durch Ihren Umgang noch schätzbarer machen werden. Ich bin rc.

Drey und vierzigster Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schwester!

Ich suche Sie durch diesen Brief von meiner Hochachtung und Freundschaft zu überführen, und der Beweis wird mir sehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu sehen und zu sprechen, beynahe die einzige Ursache von meiner Reise nach B - - - - gewesen ist. In Wahrheit, liebe Jungfer Schwester, so sehr ich Ihren Versprochnen und meine übrigen Freunde, die um ihn sind, liebe: so würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reise von vierzig Meilen entschlossen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereist, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder so weit reisen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt spricht, und eine Zeit von Tag und Nacht braucht, ehe ich Ja sagen kann. Aber stellen Sie Sich auch vor, wie sehr ich erschrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B - - entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu trösten. Bedauern Sie mich immer ein

we-

wenig, ich verdiene es; und wenn auch das zu viel gefodert ist: so belohnen Sie mich wenigstens dadurch für meine Reise, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich sie in der Absicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeigen, mir Ihre Freundschaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alles das Glück zu wünschen, das nur ein Bruder seiner Schwester gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schwester, ich bin recht stolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu seyn. Ein Frauenzimmer, das G = = r zu seiner Frau wählt, muß außerordentlich gute Eigenschaften haben. Vergeben Sie mir diesen Lobspruch, er geht mir von Herzen, und ich sehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend schuldig bin. Leben Sie wohl, liebste Jungfer Schwester! Ich weiß es gewiß; Sie sind zeitlebens glücklich, mit Ihrem G = = r glücklich ꝛc.

Vier und vierzigster Brief.

Meine liebe Mademoiselle!

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen sagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter als aus Ihren Briefen an mich kennt, und aus etlichen kleinen Beschreibungen, die ihm Herr

L = =

L = = von Ihnen gemacht, hat sich in Sie verliebt. Nehmen Sie Sich in Acht, meine liebe Freundinn, der Mensch sieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, dessen Bild und dessen Poesie Sie so wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieser Mine gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebeten? Gleichwohl weiß ich, daß Sie die Liebe für eine beschwerliche Sache halten. Ich will Sie also recht aufrichtig gewarnet haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie Sich vor meinem Freunde. Er wird nach G = = kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntschaft Ihrer Frau Schwester verschaffen werden. Durch diese will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er sich unvermerkt in Ihre Liebe einschleichen. Wenn also ein Mensch mit einer halbfinstern Mine, mit ein paar himmelblauen Augen, wenn sich so ein Mensch sehen läßt: so zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund ist, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmale geben. Er redet wenig in großen Gesellschaften, und bemerkt lieber den Witz der andern, als daß er seinen eignen in Ansehen bringen sollte. Er sucht durch eine ungekünstelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es sein natürlicher Charakter ist. Nunmehr werden Sie ihn nicht so leicht verfehlen; aber dem ungeachtet gehen Sie nicht oft allein

mit ihm um. Die Liebe hat tausend Mittel, unsre Vorsichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den ersten Jahren her. Er ist ein Poet; er ist eben so beständig, als er zärtlich ist; er redet von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er scheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobspruch. Dieses ist es alles, was ich Ihnen in der Eile rathen kann: aber vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel gerathen? Vergeben Sie mirs; es ist ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihren Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erscheinen sollte. Ich verdiene diese Belohnung. Leben Sie wohl!

Fünf und vierzigster Brief.

Mademoiselle.

Ihr unbekannter Liebhaber soll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weiß es selbst nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen gestehen, daß ich ihm eben so sehr von dieser Reise abgerathen habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgelesen, so gern ich sonst mein Vergnügen mit ihm theile. Er ist freylich mein Freund,

aber

aber Ihr Brief war so schön, daß er mich nur allein vergnügen sollte. In Wahrheit, Mademoiselle, Sie vermehren durch Ihren Briefwechsel alle Tage mein Verlangen, Sie von Person kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kränke mich, daß mir meine Umstände nicht so viel Freyheit lassen, dieses unschuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlust Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu ersetzen, und Ihrem Geschlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieser Charakter so wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt seyn, der sich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs und vierzigster Brief.

An den Herrn Sekretair K.

Sie sehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: so ist man keine Stunde sicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beschenkt, wir mögen es nun haben

wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel, seyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile ⸗⸗ gelegen ist, aber das verschlägt mich nichts; ich schicke Ihnen dieses Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe fest ein, daß Sie es mit Vergnügen lesen werden. Mit diesem unverschämten Irrthume muß sich ein Autor für seine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, desto mehr muß er sich den seinigen geben. Ja, mein lieber K ⸗⸗, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürstenschule ganz demüthig in der letzten Klasse sassen, daß ich ein so fruchtbarer Scribent werden sollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, gestehen Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos simplices und compositas, adversativas, concessivas etc. in Verse gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr, als ein aphtonianische Chrie in ganz hübschen Versen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorschaft gewesen? Ich wollte, daß ich das jetzund wäre, was wir uns damals zu seyn einbildeten, wenn wir beyde bey dem Examen einen öffentlichen Lobspruch bekamen; oder daß ich jetzt so vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spatzierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal schlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flieht

Flieht der ersten Jahre Morgen:
O so geht es nicht mehr an,
Daß man die bestimmten Sorgen
Durch den Ball verschlagen kann!

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie so gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebst der Beylage, und wenn Sie Sich um mich verdient machen wollen, so suchen Sie mir seine Gnade zu erhalten, und mein Glück seiner Vorsorge zu empfehlen. Aber, werden Sie sagen: warum bitten Sie ihn nicht selbst? Es ist wahr, es ist ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin verschämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beschweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin!

Sieben und vierzigster Brief.

An den Herrn von E===.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Versprechen, an mich zu schreiben, erfüllen? Aber Sie sehen doch wohl,

daß Sie falsch gedacht haben? Ja ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufschub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht schreiben: so ist es nichts gewisser, als daß ich Sie noch einmal mahne, und so von einem Posttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie sagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Gesellschaft seyn; oft verreisen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles seyn, aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünsche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt gewesen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu sprechen, und wie viel ich seit Michael verlohren habe, da ich Sie nicht mehr sehe, Sie nicht mehr durch meinen Besuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E = =? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehemaligen Wohnung vorbey. Ich sehe in die Fenster, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus sehen könnten. Habe ich ein kleines Vergnügen gehabt: so rührt es mich schon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Mine darüber nicht sehen kann; und wenn ich niedergeschlagen bin, so werde ichs schon mehr, weil ichs Ihnen nicht sagen kann, warum ichs bin. Ersetzen mir wohl etliche Briefe, binnen

ei=

einem Monate, diesen Verlust? Und diese Briefe wollten Sie mir noch dazu versagen, oder doch sparsam damit seyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz ist eben so freundschaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben so sehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: so werden Sie mich doch mit leichter Mühe in diesen süßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieselben schreiben, eine leichte Mühe sind. Wie lieb ist mirs, daß ich Ihnen darinne zuvor gekommen bin! Sie haben mir also wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich sehe schon, wie weh es Ihnen thun wird, Sich zu entschuldigen. Doch ich will Ihnen diese kleine Strafe gern erlassen, wenn Sie mir bald und recht viel schreiben. Leben Sie wohl!

Acht und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Sie haben mich durch einen sehr schönen Brief mit Ihrer Freundschaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieses doppelte Geschenk schon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner

Arbeiten und andre Hindernisse von diesem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute soll mich nichts stören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundschaft genießen, ohne zu untersuchen, ob ich sie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund ist mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weiß mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freude in Gedanken sammle, und mich mit diesen rechtschaffnen Männern so betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmacheten. Wie freue ich mich, wenn ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verschiedne Gaben und Verdienste, und doch bey allen einerley guten Geschmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! Und wie stolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieser Versammlung ansehe, und wie erweitert sich meine Seele durch das Verlangen, aller dieser Freunde werth zu seyn!

Dieses Geständniß soll die Stelle der Danksagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geschenkte Freundschaft schuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten; so will ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von Ihren Poesien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie sind schön, und sie würden noch schöner seyn, wenn Sie alle die

kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunst zu erzählen besteht. Kurz, die Poesie scheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verursacht zu haben, und Sie scheinen Sich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten strengen Gesetzen abgewichen sind. Vielleicht würden Sie mich und viele andre im Erzählen zurück lassen, wenn Ihnen Ihre Umstände eine sorgfältige Uebung und Ausbesserung verstatteten, und wenn Sie einige kunstverständige Freunde bey Ihren poetischen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen bestehen in Kleinigkeiten, die sich mündlich sehr bald, schriftlich aber desto übler sagen lassen. Indessen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poesien gehorsamst verbunden. Bleiben Sie stets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin 2c.

Neun und vierzigster Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir seyn könnte. - - - Ob ich die tausend Thaler gleich ha-

be? Nein, ich habe sie nicht; aber mein Nachbar soll fünfzig tausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte = = = Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu sehen bekommen. Lebst Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und ist die Louise überzeugt, daß sie keinen bessern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit ansehen, sie genießen, und Euch Euer Glück in meinen Augen könnte lesen lassen? Gewiß, mein lieber G = = r, Du must besser seyn, als ich; weit besser, weil die Liebe so sehr für Dich sorgt, und für mich gar nicht. Bald wirst Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, gelesen und künftig hergestellt sehen. Bald wirst Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich in ihrem Reize heranwachsen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten sehen, sie für ihn allein aufzuheben. Alle diese Freuden soll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finstre Mine = = aber ich sehe ja nicht stets finster aus. Ich bin ja nicht stets stumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht sogar jung

mehr

mehr bin? Das ist noch die Frage. Wenigstens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu seyn verdienete. Ich habe doch mit allem dem, wie mir verständige Leute sagen, ein paar hübsche blaue Augen und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wissen sollten, wie sehr ich sie allzeit gelobt habe und noch lobe, ich wette, daß sie mir gewogner seyn sollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut ist, und der ich wieder recht gut seyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu seyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich schreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau sterben soll. Das kannst Du allen Leuten sagen; vielleicht hören sie diese drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein rc.

Fünfzigster Brief.

An eine Freundinn.

Mademoiselle!

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie seit meiner Abreise vier Briefe an mich geschrieben haben, und daß alle diese Briefe verloren gegangen sind?

sind? Sie sagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringsten Zweifel zu setzen: so will ich mich für die verlornen Briefe eben so nachdrücklich bedanken, als ob ich sie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Postbedienten von hier bis B*** alles Unglück wünschen darf. Es ist billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Ursache sind, daß ich seit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe lesen können. Aber, liebste Freundinn, bey wem soll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltne Zuschrift von Ihnen nicht so zärtlich ist, als ich wünsche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche suche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir Ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Messe, schicken. So lange soll ich noch warten? So lange noch? Und warum soll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der ersten Post zu erhalten, da es blos auf Sie ankömmt? Wundern Sie Sich ja nicht über meine ungestüme Anfoderung. Untersuchen Sie vielmehr bey dieser Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fodere: so wird es ein Beweis seyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder sehen würden. Was soll ich Ihnen hier-

auf antworten? Wollen Sie zufrieden seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir dieses Vergnügen alle Minuten wünsche? Meine Absichten dürften mich wohl diesen Sommer noch in G= = = zurückhalten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niedersachsen nicht verlassen werde, ohne die angenehmste Person noch einmal zu sehen, die ich in diesem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntschaft stets als den größten Vortheil meiner bisherigen Reisen ansehen, und mich selber zu hassen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu seyn rc.

Ein und funfzigster Brief.

An einen Freund.

Sie sind ganz gewiß der unbekannte, in dessen Namen mir Herr R= = eine so ansehnliche Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht gestehen wollen, und Sie werden es mir auch nicht gestehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abstatte. Wer könnte sonst eine so kleine Mühe so reichlich belohnen, und zugleich so bescheiden? Sie haben der Belohnung die Gestalt

der Wohlthat benommen, um mich Ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu lassen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Leugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geschenk schuldig bin. Sie haben Ihre Absicht erreichet; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr selbst zu meiner Freude, daß ichs wissen muß, daß ich sie niemand andern schuldig bin, als Ihnen. Ihr Geschenk ist mir nicht sowohl durch sich angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und so verbraucht auch dieser Gedanke ist: so empfinde ich doch seine Wahrheit zu sehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigste Danksagung halten sollte. Eben jetzt erfahre ich, daß es sich mit Ihrem schon so lange sterbenden Freunde etwas gebessert hat. Möchte ich doch der erste seyn, der Ihnen die freudige Nachricht gäbe! Ich wünsche Ihnen, nebst Ihrer eignen Gesundheit, sein Leben zum neuen Jahre, und bin rc.

Zwey und funfzigster Brief.

An eben denselben.

Also haben Sie Ihren besten Freund, Ihren L = =, verlohren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünschete, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich sonst, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unsrer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntre und vor uns allen belebte Freund, der erste und nächste zum Tode seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müßen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B = =, und ich wünsche, daß mich niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes und der Seele des Verstorbnen schenke! Er ist also in dem Schoße der Ewigkeit und der unaussprechlichen Ruhe = =?

Was

Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bey dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommenen fühlen; welche göttliche Wollust! Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit, preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist : : : Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen seiner Erlösung : : Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an : : : Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommnen : : : :

Nehmen Sie, mein lieber B : :, diese Bilder der Einbildung zu Hilfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß er es ist. Wollten Sie wohl Ihren L : :, wenn es bey Ihnen stünde! von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurück halten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müßen, nicht auf; so machen Sie unsre

Be:

Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, gesund und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen folgenden. Er lasse Sie die Freude der glücklichsten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und bin zetilebens ꝛc.

Drey und fünfzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen sollte, mit dem Sie unlängst meine Poesie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten sollte. Ich will vielmehr die Lobsprüche, die Sie mir beygelegt haben, mit Ihnen theilen. Ihr schöner poetischer Brief überzeugt mich, daß Sie ein näheres Recht dazu haben, als ich. Das Geschenk Ihrer Freund-

schaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man sie durch Liebe für den guten Geschmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: so hoffe ich derselben unaufhörlich werth zu seyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünschen, daß Sie mir diesen Verlust durch Ihre Briefe ertsetzeten. Ich bin ꝛc.

Vier und fünfzigster Brief.

An eine Freundinn.

Also sind alle Hindernisse gehoben, die Ihre Wünsche so lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter ist mit einem ansehnlichen Glücke versorgt, und Sie sind binnen wenig Wochen die Seinige. Keine Nachricht in der Welt hat mich so vergnügt, als diese. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht satt lesen. Wer ist glücklicher als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer ist glücklicher als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient, es zu seyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beständiger geliebt? Ich sage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth be-

bewiesen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühlinge der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewissen Glücke die vortheilhaftesten Gelegenheiten aufopfern, ohne sie erst anzuhören; ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte Ihren ersten Umarmungen zugesehen haben! Doch Sie haben mir ja diesen zärtlichen Auftritt so beschrieben, daß ich ihn gesehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieses lesen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tausend Küßen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit, gewiß; denn der Himmel ist zu gütig; als daß er mir die Freude entziehen sollte, die größte Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach so langen Wünschen glücklich zu sehen. Wie wird er mir in den Armen seiner Braut danken, daß ich der erste gewesen bin, der sie ihn hat kennen lehren! Also ist durch meine Freundschaft die zärtlichste, und endlich auch die glücklichste Liebe entstanden? Stolzer Gedanke! Ich küße Ihnen die Hand, liebste Braut, und bin in acht Tagen selbst bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweisen, daß ich vor tausend andern bin rc.

Fünf-

Fünf und funfzigster Brief.

An die Frau von P==.

Gnädige Frau!

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl versichert hat, daß Sie es gern sehen würden, wenn ich in Versen an Sie schriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern sehen: so kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetisch an Sie zu schreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht gelesen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberinn von der Poesie wären, aber ich wußte nicht, daß Sie selbst so schön dichteten. Jetzt weiß ichs nicht allein, sondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine solche Verse zu machen, als Sie verdienen, als Sie selbst machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, sondern warten, bis eine Stund kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück haben werde. Aber ich entschuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieser Brief prosaisch, und nicht poetisch ist. Ist dieser Fehler fast nicht eben so groß, als wenn ich

ein schlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigerem reden? Ja, Madame, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß. Und dieses ist die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sie es nur hören sollten, wie glücklich er sich preist, daß er Sie besitzt! Ich dürfte beynahe sagen, daß er mir jetzt gewogner ist, als jemand, blos weil er sieht, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich überzeugt bin, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können. Ich sehe, daß ich in der Gefahr stehe, mehr zu sagen, als es Ihre Bescheidenheit erlaubt, ja ich fürchte, daß ich diesen Fehler, in den die eifrigste Hochachtung am leichtesten verfällt, schon begangen habe. Ich will also lieber schließen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen andern bin rc.

Sechs und fünfzigster Brief.

Mein lieber Freund!

Ich bin krank. Kann man sich denn etwan gesund schreiben, wenn man an Sie schreibt? Sonst konnte ich mich zuweilen gesund lesen; aber

jetzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe gestern alle Ihre Schriften hervor gesucht, und las sogar meine eignen, und ich bleibe immer noch mattherzig, immer noch schwergeistig. Ja, ja der Witz mag freylich nicht für alles helfen. Wenn ichs gleich versuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Christianchen gesund küßen könnte? Was meynen Sie? Es kann mir wenigstens nichts schaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer sagen lassen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Universalmedicin seyn soll. Ach, was müßen nicht tausend, nicht noch einmal tausend für Stärkung geben! Ich will es also immer wagen, und Sie sollen der erste seyn, dem ich meine Gesundheit melden will, wenn das Mittel anschlägt. Was thut man nicht der Gesundheit wegen? Und was läßt sich nicht ein guter Freund gefallen, um dem andern dazu zu verhelfen? Machen Sie Sich keine Sorge, es soll keine Gewohnheit daraus werden; Sie sollen auch nicht dabey vergessen werden. Ach, will ich sprechen, noch eins, Christianchen, nur noch eins, nicht für mich, für Ihren Freund, für Ihren lieben Damon ⸗⸗⸗ Sehen Sie, so küßt Ihr Damon ⸗⸗⸗, doch nein, er küßt nicht ganz so; aber so ⸗⸗⸗. Ich will gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer schlimmer. Jetzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl!

Sieben und funfzigster Brief.

Madame!

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer sorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern soll. In der That ist Ihr Verlangen sehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie Sich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgeten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß sie sie eben sowohl denken und reden lehreten, oder lehren ließen, als nähen und kochen; was würde daraus entstehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter diesen zehn Ehen würden kaum zwo glückliche seyn. Nein, Madame, so lange die meisten Mannspersonen albern sind: so würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer seyn, wenn sie alle klug wären. Entweder die Männer würden sie nicht haben wollen, weil sie den Fehler hätten, klüger, als sie, zu seyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden sie nicht haben wollen, weil sie ihnen zu albern wären. Aber könnte denn nicht ein kluger Mann zehn kluge Weiber

neh=

nehmen? Ja, das läßt sich ganz wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beschwerlichkeit, als daß wir sie wieder einführen sollten. Ich, zum Exempel, komme außer mir, wenn ich nur ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich sehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an sich zögen? Nein, Madame, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht bestehen; lassen Sie also immer die meisten Mädchen ohne Witz aufwachsen, damit sie ihren künftigen Männern gleichen. Es ist genug, wenn eine kleine Anzahl Schönen in jedem Lande sorgfältig erzogen, und durch den guten Geschmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Christianchen bin ich unbesorgt, so lange sie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tante ist. Ihr gutes Herz wird bey so vielen Beyspielen, die besser lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unschuld, der Klugheit und der Wohlanständigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth ist, wenn sie so wird, wie sie uns hoffen läßt? Das weiß ich Ihnen nicht zu sagen, wenn ich auch noch so lange hersänne. Leben Sie recht wohl!

Acht und funfzigster Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Kapellan habe ich mich sehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug gewesen war, mich über jenes Unwissenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beydes mein Mitleiden hätte erwecken sollen. Was ist denn nun, ob mich dieser unbekannte Mann kennet und liest, oder nicht? Und was ist denn nun mit des andern seinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir selbst kam. Er will dir ungefehr sagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärest. Gut, laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht,

Sed qui te vendit, Bibliopola putat.

Ist das nicht genug? Nachdem ich dieses Gedachte gesagt habe: so fühle ich sehr genau, daß ich nicht mehr böse auf Sie bin. Aber dem ungeachtet, soll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht sehe, warum ich mehr an Sie schreiben soll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben so viel bin, als Sie. Ihr Brief ist fünf

und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben so viel Zeilen. Also leben Sie wohl! Es kömmt nicht blos darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb sind; nein, Sie müßen sie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen diese Schmeicheley?

Neun und funfzigster Brief.

Madame!

Sie haben an mich geschrieben, und ich bin über diese Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich sie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu lassen, ohne an eine Person zu schreiben, die man hochschätzt, das ist ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverschämt genug wäre, den ersten zu entschuldigen. Sie haben mir in Ihren Briefen nicht den geringsten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meisten geschmerzt. Lassen Sie es an dieser Strafe genug seyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geschrieben habe, so denken Sie auch daran, daß ich zwey

Jah-

Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geschrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal besungen habe. Lassen Sie die Frau Commissionsräthinn mit der Phyllis abrechnen. Denn diesen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter sorgfältiger und gewissenhafter Liebhaber gewesen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in allen den vielen Briefen und Gedichten gesagt haben? Das möchte ich gern wissen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich seyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Messe mit, ich bitte Sie recht inständig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetische so sorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter sein kostbarstes Manuscript aufhebt; aber das versteht sich, daß sie ziemlich abgenutzt sind. Ich trug sie das erste Jahr aus großer Liebe meistens bey mir. Im andern machte ich sinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten schloß ich sie mit vieler Bekümmerniß in meinen Schreibetisch ein, weil ich hörte, daß Sie heiratheten. Wird Ihr Herr Liebster nicht lachen, wenn er sieht, wie grausam Sie mich haben seufzen lassen! Wie lange habe ich Sie bitten müßen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube ein ganzes Viertheiljahr. Eine solche Anekdote findet man in allen Roma-

nen nicht. Dennoch küße ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigster Brief.

Liebster Freund!

Also bin ich Ihr Beförderer und geschickter, meine Freunde zu versorgen, als mich selbst? Reisen Sie ins Gebirge, und nehmen Sie Ihr Amt, als ein Geschenk Ihres günstigen Schicksals an, das Sie so lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieses soll die Belohnung für eine Freundschaft seyn, für die ich eigentlich gar keine zu fodern habe. Ich bin Ihr Lieber ꝛc.

Ein und sechzigster Brief.

Madame!

Ich will Ihren letzten Brief nicht sowohl beantworten, als Ihnen nur sagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich setzete gern hinzu, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen gelesen hätte, wenn ich dieses ohne Eitelkeit von einem Briefe sagen dürfte, der größten Theils mit meinem Lobe angefüllt ist. Doch, was soll ichs leugnen? So bescheiden ich auch bin, oder zu seyn wünsche: so sehe ich mich doch von niemand lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie sind: und ohne die Begierde, Ihrem Geschlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger gutes geschrieben haben. Die beyden Gedichte, von welchen Sie reden, sind von mir. Eins davon hat mir selbst gefallen; aber ach! wie selten erlebe ich dieses Glück! Ich habe so vielmal ohne Liebe von der Liebe singen müßen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles hersetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen; aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum

sollte ich Sie mit einem langen Wunsche bestrafen? Leben Sie, nebst Ihrem Herrn Liebsten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieser Wunsch von Herzen geht, und daß mich schon der blosse Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und sechzigster Brief.

Mademoiselle!

Ich wills Ihnen recht aufrichtig gestehen, warum ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Ich bin = = was dächten Sie wohl? Krank gewesen? Nein. Verreist gewesen? Auch nicht. Mit Geschäfften überhäuft gewesen? Noch weniger. Ich sehe es wohl, Sie errathen es nicht = = aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur = = Nicht wahr, nun wissen Sie es? Ja, meine liebe Mademoiselle, Sie haben Recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andere seit vielen Monaten unbeantwortet gelassen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: so verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläßigkeit nicht

vor=

vorwerfen sollen. Die Ursache, die mich dazu verleitet hat, ist ja so menschlich, als eine seyn kann. Ja Mademoiselle, wenn Sie nur das liebe Mädchen sehen sollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unschuldige und zugleich witzige Mine ⸗ ⸗ ⸗ Doch ich darf nicht weiter an sie denken, sonst vergesse ich das Schreiben. Wie sie heißt, wollen Sie wissen? Das ist beynahe zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß sagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr sagen, außer daß ich Ihr beständiger Freund und Verehrer bin.

Drey und sechzigster Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebste Freundinn!

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Person kenne, und zuweilen bin ich so eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig seyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieser süßen Einbildung. Sprechen Sie nicht,

daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich schlößen. Der Einfall ist sehr sinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es ist wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe keinen von seinen Fehlern; ich lasse mich weit besser lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böses nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und blos das, was ich in meinen jüngern Jahren ersparet habe, beläuft sich sehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieser Zeit nicht das Geringste aufweisen können. Hundertmal habe ich zu ihm gesagt: **Liebster Freund, legen Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann ist dieses Geld gefunden.** Aber es half nichts. Er blieb immer leichtsinnig. Freylich wird ers leugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede setzen; denn wer gesteht gern seine Fehler? Verliebt ist er auch Zeit seines Lebens gewesen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Calliste heißt? - - Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böse auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß er mit meiner Schwester noch bis diese Stunde eine heimliche und verbotene Correspondenz führt. Sie ist freylich schon fünfzig

Jah-

Jahre; allein wozu ist das viele Schreiben nütze? In der That ists wahr, er schreibt sehr schön, und hat auch eine beßre Hand, als ich; er macht beßre Verse, als ich; er kann sehr tiefsinnig denken. Aber bey allen seinen schönen Versen, bey aller seiner Tiefsinnigkeit, ist er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder selber loben muß) ist er, sage ich, im Umgange doch nicht so munter, so artig, so gefällig, so gesellschaftlich, wie ich. Es sagte nur letztens noch eine Französinn zu mir, daß ich unter allen deutschen Gelehrten, die sie gesehen hätte, die meiste Vivacité (es ist ihr eignes Wort) besäße, und am wenigsten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meisten Leuten aus der Studierstube hier an, daß sie in Gesellschaften stumm sind; ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgesagt haben, und mit vieler Wahrscheinlichkeit noch immer nachsagen, ich bin so wenig zu diesem Fehler geneigt, daß ich sogar in der Gesellschaft der Schönen unsrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viele Beredtsamkeit. = = Ob ich so schön aussehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht gesagt haben. Indessen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen lassen, und alle Welt gesteht, daß mein Gesicht im Bilde recht angenehm aussieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der ersten B = = = Messe zu überschicken, damit Sie wenigstens die

Bildung Ihres Verehrers und besten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich selber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntschaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reise nach Obersachsen zu bewegen. Im Vorbeygehen gesagt, meine liebste Freundinn, es sollte Ihnen bey uns so wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreise vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewissen schließen, wenn ich Ihnen nicht noch sagen wollte, daß das beygelegte Präsent von mir herrühre. Nicht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern bitten sollten. Nein. Ich sagte zu meines Bruders Frau unlängst: Frau Schwester, ich möchte unsrer Freundinn in B*** gern ein klein Präsent machen, wozu rathen Sie mir? Das will ich Ihnen bald sagen, fieng sie an. Bitten Sie die Madame St***, daß sie Ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen, (ich weiß selbst nicht, wie es heißt,) macht, und schicken Sie es Louison; vielleicht braucht sie es bald. Ihr Mann ist viel zu unbedachtsam, als daß er an solche Sachen denken sollte. Dieses waren ihre Worte. Kurz, was man mir sagt, das thue ich. Ich schicke Ihnen also dieses Zeichen meiner Vorsorg, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung seyn soll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und sechzigster Brief.

An den Herrn von S***.

Mein lieber kleiner S***!

Ich weiß Ihnen nichts zu schreiben, als daß ich Ihnen nichts zu schreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochschätze, dieses habe ich Ihnen nun schon zehn Jahre nacheinander geschrieben. Die Komödien kann ich Ihnen nicht schicken, und wenn Sie mir die Wache wollten setzen lassen! Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht gesund aus dem Bade wieder! Ich bin wieder krank, und dennoch schreibe ich noch. Ja, mein lieber S***, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: so lassen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es ist ein Unglück besser, als das andre. Ich bin Ihr lieber &c.

Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie haben mir einen recht schönen Brief geschickt, für den ich Ihnen nicht besser zu danken weiß, als daß ich ihn gleich in der ersten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerst geschrieben habe; denn vielleicht hätte ich diesen Brief nicht. Ich will Ihnen also auch nicht einmal sagen, daß ich im Gebirge gewesen bin, daß ich meine Mutter besucht, und also mehr, als eine Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu schreiben. Das aber muß ich Ihnen sagen, daß ich auf meiner ganzen Reise recht erbärmlich krank gewesen bin; denn Ihr Mitleiden ist mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen soll.

Sie muntern mich im Namen der fränkischen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. herauszugeben; aber sagen Sie diesen witzigen Kindern nur getrost, daß so leicht keiner kommen wird. Ich will lieber ihren Zorn unschuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal

vorgelesen,, wenigstens schon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir diese Grausamkeit schuldig. Unfruchtbar seyn ist immer noch besser, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beschweren. Sie wissen es, daß ich jetzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten schenken muß, als denen, die mich der Welt, oder durch den Buchhändler, bekannt gemacht haben; und wer gut schreiben will, kann nicht immer, und soll auch nicht viel schreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey diesen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie selbst schreiben könnten, wenn Sie wollten; so werden diese Frauenzimmer die Fortsetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie sind nicht allein für die Schönen in Darmstadt gemacht; nein, es warten in L = = und wenigstens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde und besonders Ihr Lieber rc.

Sechs und sechzigster Brief.

Gnädige Frau!

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich sie mir selbst genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu sagen, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hause geduldet, sondern mir zugleich so viel Gnade erwiesen, als ob ich Ihr eigner Gast gewesen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter ist, auch gegen die gefällig zu seyn, die keinen Anspruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar seyn, daß ich die Ehre niemals vergesse, die Sie mir erwiesen haben, so werde ichs zeitlebens seyn. Ich werde es wenigstens so oft seyn müßen, als ich B== nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küßen. Dieß Gesetze will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten seyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine sehr klägliche Beschreibung von meiner Rückreise machen; aber es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst Donnerstags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin.

Also habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiset. Der böse Kutscher! mit ihm soll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böses im Sinne hat. Vergeben Sie mir diesen kleinen Eifer. Ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin rc.

Sieben und sechzigster Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie Sich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum Voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht besinnen, daß ich ihm eine versprochen hätte; und wenn es auch geschehen wäre, so will ich mich nicht besinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt haben Sie recht, er ist ein bischen tückisch; so eine ehrliche Mine, als er sich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich schreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben: daß Sie nicht mehr an mich schreiben sollen? Aber der gute

bos-

boshafte Rathgeber hat sich betrogen, und er soll unsern Briefwechsel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich sage Ihnen also, daß mir Ihre Briefe recht angenehm sind, und ich traue dieser Versicherung soviel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: so wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an einander schreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns schreiben; und wenn es den schlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut seyn, und er soll unsre Briefe bestellen, und unsre Freundschaft immer wachsen sehen müßen, damit er nicht ohne Ursache böse ist. Ich kann ihn fast gar nicht mehr leiden, und ich habe große Lust, ihn zu hassen, wenn Sie meynen, daß man sich an ihm eben nicht sehr versündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch so artig und fromm seyn wollen, als Sie als Jüngling sind. Unser boshafter Freund kömmt; ich will ihm den Brief dreist vorlesen, er kann mir doch kein finstrers Gesicht machen, als er schon mitbringt. Da sieht er kaum, daß ich recht sehr Ihre gute Freundinn bin ꝛc.

Acht und sechzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingskur, und eine Reise, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hilfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondere Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschete nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder verbessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel schönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frey scheint, zumal wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt ist. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen: so will ich mit

Freu-

Freuden Unrecht haben. Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs also nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht sorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun und sechzigster Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme!

Ich habe Ihr doppeltes Geschenk erhalten. Es herrscht in Ihrer Art, zu sticken, eben der gute Geschmack, der in Ihren Briefen und Gesprächen herrscht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen diesen Lobspruch länger veschweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geschicklichkeit beschenkt; und was ist billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beschenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen schicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt, so soll Sie der erste unmittelbar wieder bessern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch sagen, daß ich mir

die-

diese Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman selber ein Catechismus wäre. Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Mensch kritisiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weiß, mich zu rächen. Wir sind nahe Freunde und = = ja; und wer weiß, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schwester hundertmal von mir.

Siebenzigster Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madame!

Ehe wir noch mit einander reden, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht sehen, und wenn ers auch nach seiner Scharfsichtigkeit sähe: so kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr sagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundschaftlichen Seele eben dieses erwarte. Ach! wenn doch der May schon da wäre! Den ganzen

zen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander lesen, mit einander scherzen und spatzieren gehen, und uns freuen, daß wir leben und gute Freunde sind, da wollen wir uns ins Grüne setzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo soll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu studieren hat. Er kann aber auch zu Hause bleiben, und unterdessen etwas poetisches oder prosaisches arbeiten, damit er uns bey unsrer Zurückkunft etwas vorlesen, und sich unsern Beyfall verdienen kann. Wer gesund ist, der muß arbeiten, und wer so viel Geist hat, wie Ihr Mann, der muß für zwo Personen arbeiten; ein kranker Poet aber und eine liebe junge Frau müßen sich für drey Personen vergnügen. Der Doktor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Gesellschaft trinken soll; und wenns der Doktor nicht gewesen ist, so ists mein eignes Herz gewesen, und beyden folge ich gern. Sie können unmaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern lassen. Gemästete Kälber sollen auch ganz gesund seyn. Noch eins, liebe Madame, wo soll ich schlafen? Nur in keiner Kammer, wo Mäuse sind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als diese geschwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ih-

rem

rem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganzen hübschen Vorrath von schlechten Gedichten mit, mit denen ich die Gespenster auf zehn Meilen Wegs fortlesen will. Es haben sich schon verschiedene gute Freunde zu meinen Reisegefährten angeboten; es ist mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht sagen, warum? Aber ich fühle es, daß wir sie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unsre Vertraulichkeit mit ansähen.

Nun, das wird recht hübsch seyn! Aber meine liebe Freundinn, es sind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur so viel Tage wären! nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann Umstände machen will. Grüßen Sie ihn, und sagen Sie ihm, daß ich seine Schriften so gern, als Mosheims Werke, läse, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr recht sehr guter Freund.

Ein und siebenzigster Brief.

An einen guten Freund.

Sie wissen doch, daß heute schon der fünfte May ist, und daß Sie mir versprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie also an Ihr Versprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie Sich selbst schuldig sind. Ich lade Sie von neuem ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der losen Doris, im Namen der Freundschaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entdecken,
Lachst du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verschönerten Natur;
Schmückst Freunden, die dich zu genießen,
Und dankbar zu gebrauchen wissen,
Vor andren Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie sollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gastfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unschlüßige Mine! Das ist die Mine der Unterthanen, denen der gnädige Herr einen Hoftag ansagen läßt, und nicht die Mine eines Geselligen, den seine Freunde zum Vergnü-

gnügen rufen. Mit Ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger studieren, dabey wird die beste Welt nicht viel verlieren. Sie und viele andere wissen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wissenschaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem weisheitsvollen Stolze studieren sollten. Im Vertrauen geredet, diese ganze Stelle von dem, O was machen Sie = = an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beschwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich seyn soll, und ich wollte gern böse auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da sie mir die Spötterey vorsagte, eine Mine gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit seyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht besser wünschen kann, und die Sie, als Ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unserm Christoph schon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L = = fahren, daß er sein bestes Kleid anziehen, daß er die Kutsche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen absehen, und sich ja in Acht nehmen sollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutsche sprängen, und zu Fuße nach L = =

zu=

zurück kehreten. Christoph fragte, ob denn der Herr so eigensinnig wäre. Ja doch, sagte meine Frau, er ist eben so eigensinnig, als gutwillig, um desto aufmerksamer müßt ihr seyn: kurz, es ist der Herr, in dessen Büchern ihr Sonntags immer leset. Hier verbeugte sich Christoph, und sagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht so lieb wäre, als daß er diesen Herrn fahren sollte. Er wird also auf den Sonnabend zu Mittag in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hause erscheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R** läßt Sie ganz wehmüthig grüßen. Es ist mit dem Frühlinge eine große Veränderung in seinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unsern Ohren
Die Liebe tausendmal verschworen,
Verseufzt jetzt seinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn suchen aufzuwecken;
Flieht einsam in die finstern Hecken.
O May! wo ist seyn Stolz? Er liebt!

Im Ernste, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Diese hat durch Hilfe des Lenzes das ganze System seines hagestolzischen Herzens über den Haufen geworfen. Es ist sein Ernst, daß er sie heirathen will,

und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; Sie vielleicht auch nicht. Unterdessen ist sie noch zu sehr Wittwe, als daß sie ihn unter acht Tagen anhören sollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu lesen, ein offnes Gesicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin ꝛc.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergessen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, schon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingerissen. Ich weiß nicht, ob mein Herz zu gut ist, Sie zu vergessen, oder ob Sie zu gut sind, vergessen zu werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden sind, und es würde mir gar nicht zuwider seyn, wenn ich eine Stunde um Sie seyn, und Ihrem prosaischen und poetischen Gewäsche zuhören sollte. Allein verlassen Sie Sich nicht zu sehr auf diese Versicherung. Ich stehe nicht für mein Herz. Woher weiß ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdiensten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienste und ein Verdienst kann ja wohl das andre auslöschen. Wenn ich Ihnen also recht ehrlich rathen soll,

mein Geliebter, so schreiben Sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geschicklichkeit in der Musik, im Zeichnen, in der Poesie. Sagen Sie, daß Ihre Verse unter den meinigen sind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch kostbar ist, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieses ist das, was Sie mir schreiben sollen. Die Art, es zu sagen, überlasse ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch sagen, was Sie mir nicht schreiben sollen. Erstlich überhaupt nichts von meinen Fehlern: denn wenn ich auch welche hätte; so haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, sie wahrzunehmen. Ferner, schreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im bösen; denn sie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne gesagt, daß Sie Briefe mit ihr wechselten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrschaft schreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache so weit treiben würde: so hätte ich wohl schweigen können. Endlich schreiben Sie mir keine solche Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe stehen, sondern warten Sie, bis ich Sie um solche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: **Mein liebes Christianchen**, an, oder, wenn Sie dieses Wort ja nicht lassen können; so setzen Sie wenigstens:

Hoch-

Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Christianchen! Unter diesen Bedingungen sollen mir Ihre Briefe allezeit lieb seyn.

Drey und siebenzigster Brief.

An den Herrn Baron G r. = =

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K = =, und es würde mir noch besser gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht so weich schlafen und weniger vornehm speisen dürfte. Meine Wirthinn ist die gefälligste Frau von der Welt. Ihr Gesicht ist so heiter, wie die Gegend auf Ihrem Landgute, und Ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenschaften entbehren, und darum doch noch die Misgunst der Schönen, und die größte Hochachtung unsers Geschlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meinen Tag hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen versprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beschreiben dürfte. Machen Sie Sich also immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Lust zu schwatzen.

Ich schlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meistens um sechs Uhr des Morgens stehe ich schon an dem Fenster, und überschaue mit einem unersättlichen Auge den Herbst, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wissen, ist mir aus meinem Fenster ein ganz neues Schauspiel. Hier stehe ich nun, und vergesse mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach diesen glücklichen Augenblicken, und ganz berauscht von dem Geiste des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber so glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen Ihrer wenigstens drey auf einmal, die sich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehle seyn wollen: und wenn ich den einen etwas bitte, so nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen lassen, ich mag wollen oder nicht.

Unter dieser Beschäfftigung besuchen mich fünf bis sechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Gespräch einlasse, weil ich weiß, daß sie mir nicht antworten. Indessen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beschreibt mir das ganze Revier, und kränkt sich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verstehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmher-

zig seyn müßte: so hat er sich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt ob ich ein Pietist wäre.

Nunmehr kömmt der Kaffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Mine, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir gesteckt habe, sind der Terenz, der Horaz und der Gresset. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in diesen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheit finde als in der Stadt? Doch warum sollten Sie Sich wundern? Hier ist die Natur selbst ihre Auslegerinn, die sie begeisterte, als sie sangen. Und sie erklärt sie, wenn gleich nicht so gelehrt, doch angenehmer und deutlicher, als die angesehensten Comendatores. Die Beschreibung einer schönen Aussicht, die Gemälde von der Unschuld und Freyheit des Landslebens entzücken mich doppelt, wenn ich sie mit der Natur zusammenhalten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Armuth des Landlebens offner, und mein Geschmack lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Eynuchus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stund nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; so oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück

aus der Anrede des Parmeno an seinen verliebten Herrn ausdringen; es ist gar zu schön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non? sine modo;
Mori me malim: sentiet, qui vir fiem,
Haec verba me hercule vna falsa lacrumula,
Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit,
Restinguet: et te vltro accusabis, et ei dabis
Vltro supplicium.

So höre ich sagen, warum haben Sie denn eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten soll? Eine Bosheit. Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers seyn kann, als diese Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich sie las, ja doch, eine kleine falsche Thräne! ich sehe das Mädchen, jetzt reibt Sie Sich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber sie muß. Und jetzt löscht diese Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus alle auf einmal. So dachte und sprach ich mit mir, und schmählte auf mich, daß ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald satt gelesen habe: so warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe Sie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über eine Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und sogar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeister gewe-

sen

sen ist, zwingt sich, aus seinem fürchterlichen Gesichte mir ein freundliches zu machen. In dieser Stunde, (denn so lange halte ich mich ungefehr in dem Zimmer meiner Gebieterinn auf) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß, mich auf Ihrem Landgute zu vergnügen. Ich rede mit Ihr, und unser Gespräch betrifft gemeiniglich die Erziehung Ihres Sohnes, der Hoffnung Ihres Geschlechts. Wenn es bald Mittag ist, so setze ich mich mitten auf den Hof, dessen oberste Hälfte gepflastert, und mit einem Geländer umgeben ist. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt = = wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße und im Fluge, herbey geschossen. Ich füttere also Hüner, Truthüner, Enten, Gänse, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nation. Der Tauben ist beynahe ein unzählbares Volk. Darauf besuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhause, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch künftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Nest zu verlassen, ihm Platz zu machen, und sich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erst bittet er sanft und liebreich, dann redet er ernsthafter; und wenn sie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: so gebietet er mit einem täuberischen Tonne, und drehet sich zehnmal in dem Kreis herum, als wollte er sie

nicht mehr ansehen, und ihr doch auch die Frey- heit lassen, sich unbemerkt von ihm aus dem Neste zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeställe, und endlich von Stalle zu Stalle, und sehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menschen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müßen.

Um zwölf Uhr wird die Gesindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel voll gesunder und hungriger Mägde und Knechte speisen sehe. Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind, als ihre Herrschaft: so sind sie doch bey Tische gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an Ihnen. An der einen Reihe sitzt das Mannsvolk, und an der andern sitzen die Dorfschönen. Ein Brod, so breit, wie der Tisch, ist vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter diesen beyden Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und daß Sich der Knecht, wenn er in die Schüssel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner Geliebten in die schwarzen Augen sieht. Gestern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu besuchen. Alle waren bey Tische in Ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf seinem Huthe, wie es seine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüsseln Tauben besetzt. Alles gieng frey-

er

er und empfindlicher zu. Die Schönen scherzten mit Ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen sollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaux ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und diese bückten in währendem Spiele sich so vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergessen konnten

Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter diesen jungen Leuten sitzt zu oberst an der Tafel ein schon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe ist, und doch den Tag über die sauerste Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er seinen Platz eingenommen hat, und so bald er aufsteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Personen nach. Wenn sie Fleisch haben, welches die Woche drey oder viermal geschieht, so ißt er nur die Hälfte von seiner Portion, und die andre Hälfte trägt er seiner neunzigjährigen Mutter nach Hause. Und eben um diese zu erhalten, ist er Nachtwächter; denn er bekömmt für jede Nacht einen Groschen. Ein schreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für einen Groschen wa-

chen, sondern auch beständig beten und singen, damit man weiß, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Psalmen und das ganze Gesangbuch auswendig. Und in so weit dieses zu seinem Dienste nöthig ist: so glaube ich, daß man weit eher zehn gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für diesen adelichen Hof finden kann. So wenig er schläft, so viel er arbeitet; so ist er doch gesund, zufrieden, und die Freundlichkeit selbst. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich so lange bey der Beschreibung dieses Mannes aufgehalten habe. Denn sind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewiget zu werden verdient, als mancher große Mann, der sich in seinem Kupferstiche bewundert, und dessen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Gesinde gegessen hat, so gehet unsre Tafel an, und obgleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen lassen, so sitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, ist für mich allein. Da lese ich noch eine Stunde, und so geht der Tag vorbey. Was das meiste ist, so bin ich die ganzen acht Tage gesund gewesen. Das ist viel Glück.

Mich deucht, Sie wissen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wissen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine lustige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hiesigen Gegend angeht. Diese ist sehr tyrannisch. Ich gehe am vergangenen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey sich hatte. Ich setzte mich unbekannt neben den ersten den besten Bauer. Ein Student stieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine schreckliche Predigt an. Er war so philosophisch, daß er den Bauern erklärt, was säen und ärnten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich, ich schlummerte sanft ein. Aber in dieser Kirche hat man die Freyheit nicht, über eine schlechte Predigt einzuschlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stosse sehr geschwind auf, und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus seinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieser gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und also schlief ich wieder ein. Im kurzem erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und sah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlich langen Stecken vor mir stehen. Er gab mir einen Verweis mit der Mi-

ne. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieser Junge hat das Recht mit seiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich schämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeinde auf den Kopf schlagen lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutsche der gnädigen Frau, mit vier Pferden bespannt, durch sein Dorf wird fahren sehen, den er am Sonntage seine Gewalt hat fühlen lassen? Ich bin mit dem Ende dieser Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen, so will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Person ein neues Verdienst bey meiner Wirthinn und dem Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

Briefe,

von

C. F. Gellert

und

G. W. Rabener.

Gnädiges Fräulein!

Ihr zweyter Leibmedikus, Herr Kadelbach, hat mich versichert, daß Sie wieder in den Umständen wären, einen Brief von mir zu lesen, und dieses ist schon genug, einen zu schreiben. Aber, womit werd ich Sie unterhalten? gnädiges Fräulein! mit Ihrer ausgestandenen Krankheit? Das wäre sehr grausam! mit meinen Collegiis? das wäre noch grausamer! Nein, mein Brief soll ein kleines Kriegesdiarium aus dem schwarzen Brette enthalten: denn ich weiß doch, daß Sie gütig genug sind, an meinem Schicksale Theil zu nehmen.

Den

Den 18. November ließ sich ein Husarenlieutenant, von dem Gefolge des General Malachowsky, sehr ungestüm bey mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerstehen, fasse dich und nimm den Besuch an, es begegne dir auch, was da will.

Sogleich trat ein hagerer schwarzer Mann mit drohenden Augen, kothigten Stiefeln und blutigen Sporen, hastig auf mich zu; sein gelbes Haar war in einen großen Knoten, und sein Bart in etliche kleine geknüpft, mit der linken Hand hielte er seinen fürchterlichen Säbel, und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein paar Pistolen, die Mütze und eine Karbatsche mit Drath durchflochten. Was ist zu Ihrem Befehl, Herr L'eutenant? fragte ich ihn mit Zittern; haben Sie Ordre mich zu arretiren? ich bin unschuldig. Nein, mein Herr, Sie sind der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert? Ja, ich bin Gellert. Nun, es freuet mich, Sie zu sehen und zu umarmen! (O! wie zitterte ich bey dieser Umarmung!) Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften, Sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan, und ich komme, Ihnen zu danken, und Sie meiner Freundschaft zu versichern. Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant! mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht aus mir hervorbringen, haben Sie die Gnade, und lassen Sie Sich

nieder. Ja, das will ich gerne thun, sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viele schöne Bücher schreiben können? Ob meine Bücher schön sind, Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ich es mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dacht ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsdenn setzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an meine Materie, und schrieb, was mir diese eingab, so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten, und was sie zu erinnern hätten? Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es hin und wieder verbessern, und alsdenn drucken lassen; so besserte ichs und ließ es drucken. Dieses, Herr Lieutenant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück haben, Ihnen zu gefallen. Nun das will ich mir merken, versetzte er: ich habe Lust und Zeit zu schreiben, und so bald die verteufelten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen, jetzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Chatouille, Herr Professor? Lesen Sie Sich also einen aus, diese hier sind von einem Cosackenobristen, den ich bey Zorndorf vom Pferde hieb; und diese da von der Frau eines Russischen Offi-

ciers, die in der Flucht mit dem Pferde stürzte.

Es lief mir bey dieser Erzählung und bey dem Präsente, eiskalt über den Leib. Das sey ferne, daß ich Ihnen einen Theil Ihrer Beute entziehen sollte! Mein lieber Herr Lieutenant, behalten Sie Ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselbe anbieten. Aber Sie müßen ein Andenken von mir nehmen. Herr Professor, gefallen Ihnen diese Pistolen, es sind Siberische: und diese Peitsche, das ist eine Knute, beydes ist zu Ihren Diensten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, Türkisches und Tartarisches, es stehet bey Eulenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken. Ein Wort ein Mann, der Soldat hat nichts kostbarers, als Beute mit seinem Blute erfochten. Warum gefallen Ihnen die Pistolen nicht? Es ist auserlesenes Gewehr; hier nahm ich ihn bey der Hand, und führte ihn an meine Bücherschränke, dieses ist mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum den einen Theil verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten, und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie Sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? Ja! geben Sie mir Ihre gelehrten Trostgründe wider ein sieches

Le-

Leben: wenn ich etwa noch von den Russen blessirt würde. Denn ach! die Russen, das ist ein schreckliches Volk, sie stehen wie die Berge o feste, und man arbeitet sich müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt. Nunmehro wollte er mir die letzte Bataille erzählen; aber zu meinem Glück schlug es; meine Zuhörer kamen haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husarenlieutenant, daß ich ein Collegium hätte, er bot mir nochmal sein Gewehr an, umarmte mich herzlich und war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besahe meinen Catheder, wünschte mir viel Gutes, und gieng mit seinen Pistolen und seiner Knutpeitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen andern Kameraden besetzt hielt, abnahm. Peter, rief der Lieutenant, das ist der Herr, der die Schwedische Gräfinn geschrieben hat! Peter sahe mich starr an, griff ehrerbietig an die Mütze, und lächelte mir seinen Beyfall zu: die andern Husaren bückten sich auch sehr tief, und unter diesen Umständen begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. Kann ich Ihnen, war sein letztes Wort, noch bey dem General Malachowsky auf irgend eine Weise dienen? Im geringsten nicht, oder auch bey dem General Dohna, oder auch beym Könige? Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfälligst, und schnell entflohe ich dem Husaren.

Den

Den 29. November an diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjudant bey seinem Vater dem General, melden, ich erschrack wieder, aber ohne Ursach. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von 19. Jahren, mit einer sanften frommen Mine, wie die Ihrige, der alle meine Schriften, und selbst den Grandison, auswendig wußte, der mich versicherte, daß der wahre Heldenmuth im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sey, daß die Freygeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr lieb hätte, aber fuhr er fort, ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir solche wohl abschlagen? Was verlangen Sie? daß ich dann und wann an Sie schreiben darf: von Herzen gerne, Herr Graf! Ein so junger lieber Officier, wie Sie, kann alles von mir bitten. Nun, rief er, so möchte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfinn, oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern, ist: Sie müßen doch solche Personen kennen, die Sie so gut abgeschildert haben. Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein, sie ist jetzt krank, und so lange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht. So weit waren wir, als ein Korporal herein trat, die sämmtliche Ober-Officiers, fieng er an, von dem Beverschen Regimente sind vor der Thüre, und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören. Wer? rief ich, und schon

tra-

traten 12. und mehr Officiers nebst einem Feldprediger herein, (es war Mittwochs um 11. Uhr,) und ich mußte also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brette zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten, ich flüchte entweder nach Wölke, oder wie ich schon versprochen habe, nach Bonau. Wie viel könnte ich Ihnen nicht noch erzählen, wenn ich mich nicht schämete, den dritten Bogen zu nehmen. Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gnädigen Mama nicht, daß ich so oft an Sie schreibe 2c. 2c.

Gellert.

Liebster Freund!

Bald werden Sie glauben müßen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrandt sey; da ich so lange Zeit, seit meinem erlittenen Unglück an meinen liebsten Freund Färber nicht geschrieben, und ihm meine Noth nicht geklaget habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verlohren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch die Freundschaft meines Färbers übrig sey. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem ganzen Verlust eben damals in Gegenwart der Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hoch schätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundinn ist; sie wird Ihnen von Hohenstein aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben, erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole, unsere Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen, dieser mag einmal ein trauriger seyn, nicht allzutraurig, ich gebe Ihnen mein Wort, denn mein Verlust, so wehe er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekostet und keine unruhige Minute gemacht

macht, mir selbst ist das unbegreiflich, es war weder Unempfindlichkeit, noch Philosophie, nur Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür! daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sahe, und hernach mit eben der Gelassenheit erfuhr, daß alles verlohren sey.

Der 19. Jul. war dieser schreckliche Tag: schon am 14ten, da unsere Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um 5. Uhr zerschmetterte eine Haubitzgranate das Zimmer meines Bedienten und zündete, wir löschten damals noch das Feuer, ich ließ meine Sachen, so gut als möglich, zusammen packen, und theils ins Gewölbe, theils in Keller schaffen, weil es mir feste genug zu seyn schien; weil sich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Carcassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, vermuthlich in der Absicht 500. Centner Pulver, so 20. Schritte von meinem Hause unterm Walle lagen, in die Luft zu sprengen, so flüchtete ich noch selbigen Tag Abends um 7. Uhr nach Neustadt zu Dolingen, meinen Bedienten aber ließ ich mit seinem guten Willen zurücke.

Neustadt war vom 15ten an auch beschossen, und zwey 12. Pfünder fuhren durchs Dolingische Haus, aber wir waren doch daselbst mit Feuereinwerfen verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auf-

tritte

tritte kamen doch dabey vor, die Zortheim mit ihrer Bedienung und ich waren die meiste Zeit bey Hamolon in seiner Stube, die Sie kennen, und da schliesen wir auch, das war das Klügste, was wir thun konnten, hinten im Hofe im 2ten gemeldeten Stübchen steckte die ganze Dohlingische Familie und noch 40. Personen, alt und jung, die Fensterladen waren mit Mist bedecket, und mit eben so viel Miste der ganze Hof bestreuet, unter diesem Miste lagen alle die Personen; einige waren stille und verdrüßlich, einige beteten, und man sahe es ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm, nun seit 4. Jahren, die Ehre angethan, und fleißig gebetet. In einem andern Winkel sassen einige politische Kannengießer und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich um den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder über die Klinge springen lassen? Ich war für das Letzte, aber ich ward überstimmet. Eine Priesterwittwe kriegte mich auf die Seite, zischelte mir ins Ohr, wir sollten Gott danken, um der lieben Religion und schüße uns der König von Preußen todt, und unsere Häuser in Grund. Aber zum Teufel Madame, was haben denn meine Perruquen mit der Religion zu thun, (denn kurz vorher hatte

ich erfahren, daß eine 30pfündige Granate meinen ganzen Apparatum von Perruquen zerschmettert habe,) lassen Sie es gut seyn, antwortete sie mir, es wird sich schon geben; danken Sie Gott dafür. Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeiniget. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in des Hamolons Stube mit Essen und Trinken, und mich deucht, das war noch am solidesten gedacht, unter dergleichen Abwechselungen und Unruhen brachten wir den 19ten heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens! schon um 2. Uhr Nachmittags stand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme; ich lief vorerst in das Gouverneurhaus, hier war es eben, wo ich die Frau Mama und ihre Babet antraf, und sahe diesem Greuel der Verwüstung zu, ich blieb einige Zeit dort, und gegen 5. Uhr kam mein ehrlicher Bedienter, mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrandt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen, und darinn alles verbrandt, der ganze unbeschädigte Keller aber von denen zum Löschen commandirten Soldaten rein ausgeplündert sey; das that wehe! mein lieber Färber, sehr wehe! Alle meine Meubles, Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher, Manuscripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammlet; alles war verlohren, von Sa-

Sachen, die ich sowohl auf die 3000. Reichsthaler rechnen kann, habe ich nicht 10. Reichsthaler werth gerettet, der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen; eine abgelebte Perruque, die ich in eben der Absicht aufgesetzet; ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmet hatte, und ein Schlafrock, das war meine ganze Garderobe. Die witzigen Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrandt. Nun verlohnet es sich beynahe nicht der Mühe, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hat mich bisher noch beruhiget, wenn ich an den Tod gedachte, aber nun will ich noch immer leben bleiben, und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauren mich sehr, aber manchmal dauren mich meine Hemden noch mehr, und meine Kleider, und meine Betten. Kurz Färber, ich bin so bettelarm, wie ein Poet. Ein Glück für mich, daß ich meine Wechsel und Documenten gerettet habe; am baaren Gelde habe ich nicht viel über 40. Reichsthaler verlohren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretair, der ein Jahr in Preußischen Depot, und zwey Jahre unter der Vormundschaft der theuresten Landeshauptdeputation gestanden? Das schmerzet mich

am meisten, was ich durch die Plünderung verlohren habe; unsere Freunde, unsere Hilfsgenossen, unsere apostolischkatholische Erretter, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreytag Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in größter Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vor der Wut der Flammen und der Feinde noch etwas retten können, und man soll auch nicht einmal davon reden; das ist grausam! Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwey Drittheil verbrandt, und unsere Freunde ein Drittheil gestohlen haben; aber sagen Sie auch zum Ruhme unsers Commendanten, daß er die strengste Ordre gestellet, diesem Unwesen zu steuren, doch hat es nichts geholfen, denn einen Spitzbuben macht der Galgen nicht ehrlich.

Den Sonntag frühe ward in der Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte: eine neue Angst! Um 8. Uhr frühe gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In einem Ueberzuge von einem Kopfküssen stack mein ganzer Reichthum. Wir wanderten bey der grausamsten Hitze durch den Sand bis auf Saavens Weinberg, das that ich in Gesellschaft der Dohlingischen Familie, welche wie die Salzburger emigrirten. Es schlug 12. Uhr und sie hatten noch nicht

nicht Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungerte und durstete, und ich als ein Abgebrandter sahe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule herausbringet. Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken, und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht so sehr auf die göttliche Vorsehung verließe als sie. Ich gieng zum größten Aergernisse dieser gläubigen Seelen. Ich kam nach Loschniz zu einem guten Freund, bey dem ich willkommen und ziemlich gut versorget war; hier blieb ich bis Mitternacht: frühe bekam ich ein Pferd und ritte nach Hohenstein. Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abendtheurischer Ritter gesehen worden, als der meinige.

Stellen Sie Sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit 15. Jahren gewesen war, im Karren zu ziehen, auf diesem Gaul den Steuersekretair Rabner noch nicht völlig 3. Ellen lang, und der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Ellen im Durchschnitte, diesen Sekretair in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen

Strüm=

Aſsner f.

Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einen weißen beschmutzten alten und lebenssatten Zeugrock, einer Haarbeutelperruque, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmet, und nicht viel seit der Preußischen Invasion gepudert war; hinter ihm einen Kornsack, in welchem der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsack einen buntstreifigten Schlafrock, welcher, im Fall es regnete, zum Roquelaure dienen sollte, zur Rechten gieng mein Bedienter, so eine Schachtel mit Brod und Braunschweigerwurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprach, und wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amtssteuereinnehmer in Hohenstein, wo ich sehr wohl aufgenommen wurde, denn Sie müßen wissen, daß wir Steuersekretairs ein geschenktes Handwerk haben, weil wir in allen Städten einen Einnehmer finden. Mein Logis bekam ich im Städtchen, wo die Wirthinn eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll des Ceremoniels, wie es unter Johann George des IVten Regierung mochte gebräuchlich gewesen seyn.

Der Wirth, ein feister Mann, mein alter Schulkammerad, und seine Tochter ein frisches rundes Mägdchen, welche gute Hoffnung machte, daß sie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hosen herum laufen lassen. Hier wohnte ich aber fast eine halbe Stunde vom Städtchen; in

einem Vorwerk wohnte der Steuereinnehmer, und so weit mußte ich allemal über die Berge wegklettern, wenn ich essen wollte, die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzeinnehmerinn mit ihrer Familie, und gar unvermuthet ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortrefflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrandt war, der Amtmann und seine Frau sorgten für mich und unsere Bequemlichkeit: beyde waren sehr dienstfertig und gastfrey, auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen sehr reichlich gesegnet.

Am 2ten August fuhr ich mit der Frau Schwester wieder zurück, und bedauerte, daß unser Exilium nicht länger gewähret hätte. Nun bin ich hier, und wohne zur sonderbaren Erbauung der Stadt, bey der Dohnerinn, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner wie bisher zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet, und sich bis Michaeli nach Pförten begeben hat, alsdenn kömmt sie zurück, und ich beziehe ein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Färber, meine lange Beschreibung meiner Abendtheuren, das übrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen, und wann? Bleiben Sie ein guter Freund,

ich

ich liebe Sie ewig, und küße Sie millionenmal in Gedanken. Dero Herrn Papa empfehlen Sie mich gehorsamst, versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl ꝛc.

Rabener.

Mein liebster Freund!

Um mich wieder aufzumuntern, will ich von Ihnen reden; was machen Sie, mein guter, bester Gellert? Elegien? Hum! Ein Philosoph wie Sie, das wäre sehr unexemplarisch, wenn er sich durch die gegenwärtige Noth zu sehr niederschlagen ließe, aber gesund sind Sie doch gewiß, das will ich Ihnen rathen, denn ich bin sehr gesund, und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank sind.

Man versichert mich, daß der König Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Pension richtig auszahlen zu lassen. Wie groß kam mir unser Feind, der König in Preußen, in dem Augenblicke vor, als ich dieses hörte; vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir selbst meine Besoldung zurück halten läßt.

Haben Sie etwan auch gehöret, daß ich in Preußische Dienste gehen werde? Hier sagen es unser Hof und die Stadt, aber Hof und Stadt sagen ein Märchen; ich würde es am wenigsten jetzt thun, daß ein solcher Entschluß mehr als eine Desertion, als eine erlaubte Verbesserung meiner Glücksumstände scheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüßel zu diesem Räthsel geben. Ich habe hier viele Be-

kannt-

kanntschaft mit Preußischen Officiers und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geschmack, eine gute Belesenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde gewesen, und bin mit wahrem Vergnügen bey ihm gewesen. Ich habe, so viel es der Wohlstand erlaubte, lebhaft mit ihm gestritten, da er die deutsche Sprache, und unsere Litteratur wenig schätzet; aber er schätzet Sie, mein guter Gellert, und dieses macht seinen Fehler verzeihlig.

Er kannte den Poeten Gellert, aber ich lehrte ihn auch den redlichen Menschenfreund Gellert kennen, und zu meiner Belohnung sagte ich ihm trotzig, daß eben dieser Gellert mein ältester Freund sey; denn auch bey Prinzen thue ich mit Ihrer Freundschaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutscher Patriot mit diesem liebenswürdigen Prinzen gesprochen, und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu seyn schienen; die wichtigsten Beweise hebe ich für den König auf. Seit vierzehn Tagen stehe ich mit dem Könige in Traktaten, wer ihm mich vorstellen soll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun, und hat mich darum ansprechen lassen. Muß es denn eben ein Franzose seyn, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem

deutschen Könige bekannt macht? Wahrhaftig, mein lieber Gellert, das thut mir wehe! ich habe mich bey dem Marquis entschuldigen lassen, daß ich nicht durch seine Vermittelung würde den König sehen können, da ich nicht geübt genug sey, Französisch mit ihm, und noch weniger mit dem König zu sprechen. Der Baron von Cocceji ist dieser Sache wegen unser Adjudant.

Ich fand nöthig, einen Brief zu schreiben, und mich darinn also auszudrücken:

Je suis bien faché Monsieur, què je sois trop allemand & Monsieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission, de rendre mes respects a ce sçavant, que j'estime d'autant plus, qu'il est peut-être le seul de sa nation, qui permette à nous autres allemands, d'avoir de l'esprit, & que pis est, & me rend veritablement confondu, c'est que par cette même raison de me voir tout a fait privé de l'honneur, d'être presenté par Monsieur le Marquis au Roi & de me jetter aux pieds de Se Majesté, je vous conjure Monsieur de menager cette affaire la si bien, que Monsieur le Marquis ne me croie pas

ab-

absolument barbare. Il faut être absolument mon ami pour n'en point être ennuïé, aussi suis-je trop discret pour vouloir incommoder Monsieur le Marquis par un tel jargon. Voila la seule raison, qui m'empeche de me presenter à lui &c.

Uebersetzung dieses Briefes.

Es ist mir sehr unangenehm, mein Herr, daß ich zu deutsch bin, und der Herr Marquis d'Argens zu französisch ist, und daß ich daher von der Erlaubniß diesem Gelehrten, den ich um so höher halte, weil er vielleicht der einzige von seiner Nation ist, welcher uns armen Deutschen erlaubet, Witz zu haben, gehorsamst aufzuwarten, nicht Gebrauch machen kann. Und was noch schlimmer ist und mich wahrhaftig in die äußerste Verlegenheit setzet; so muß ich sehen, daß ich aus eben diesem Grunde nicht die Ehre haben kann, durch den Herrn Marquis dem Könige vorgestellt zu

werden, und mich zu den Füßen Sr. Majest. niederzuwerfen.

Ich beschwöre Sie, mein Herr, diese Sache so einzurichten, damit der Herr Marquis nicht glauben möge, daß ich ein völliger Barbar sey.

Nur ein wahrer Freund von mir, wird darüber nicht verdrüßlich werden. Ich selbst bin so bescheiden, und will dem Herrn Marquis mit dergleichen unangenehmen Geplauder nicht beschwerlich fallen.

Dieß ist die einzige Ursach, welche mich abhält, ihm meine Aufwartung zu machen, u. s. w.

Der Marquis d'Argens soll es also nicht seyn, welcher mich zu den Füßen des Königs legt; der König ist so gnädig, sich meine Weigerung gefallen zu lassen; er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutsch, deutsch will der große Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals August mit dem Horatz in seiner harten Muttersprache geredet? Wohl niemals; denn das Griechische war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom, sprachen Latein; also ist die Sprache fest gestellet, in welcher der

König

König mit mir reden will. Ich erwarte täglich seine Befehle, durch wen endlich diese Vorstellung geschehen soll.

Wie, deutsch will ich mit dem König reden? Wie viel gelehrte und witzige Brandenburger, so gelehrt und witzig als Voltaire und Baumelle, wenigstens treuer und dankbarer als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die er und seine Franzosen nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen Könige dieser Zeit, (ach wäre dieser König nur unser Freund!) den deutschen Witz predigen soll.

Aber ich weiß es schon, ich predige den Brandenburgern eine Aergerniß, und den Franzosen eine Thorheit. Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich ist, daß man hier glaubt, ich sey in Preußische Dienste getreten.

Das muß ich Ihnen noch sagen, daß vor einem Jahre schon der König den Einfall in Potsdam geäußert hat, mich in seine Dienste zu ziehen, daß vielleicht bey seinem Hofstaat auch hier davon gesprochen worden ist, und daß viele von denen Preußen gewiß glauben, er werde mir noch seine Dienste antragen.

Ich glaube es nicht, ich wünsche es auch nicht, denn je gnädiger er dabey wäre, je ver-

legener würde ich seyn, meinen Entschluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernste wünschete ich mit dem Könige zu sprechen, und außer meinem besten Könige, ist es vor allen Königen nur dieser, und einer noch, die ich zu sprechen wünschete.

Aber wenn mir auch einfällt, wie man hier auch schon jetzt davon urtheilet, und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne: so vergesse ich meine Wünsche, und werde stumm, um nichts bitteres von dieser argwöhnischen Denkungsart zu sagen.

Küßen Sie mich, guter Gellert, küßen Sie Ihren freundschaftlichen Plauderer tausendmal; denn das schmeichle ich mir, daß Sie weder an den Obersten Mannstein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit über gedacht haben, als Sie diesen meinen langen Brief gelesen.

Noch etwas, und zwar etwas sehr lustiges; können Sie Sich wohl vorstellen, daß unser Gleim den unerwarteten Einfall hat, eine Geschichte des gegenwärtigen Krieges, und die neuen Siege seines Königes zu schreiben? Gleim, der Menschenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freyem Willen einen blutigen Krieg, und die traurige Zerstörung so vieler tausend Menschen, die auch trinken und scherzen und küßen können, zu beschreiben. Durch seinen und meinen Freund den Herrn E. habe

ich

ich ihm sagen lassen, daß ich ihm diesen grausamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieser, daß er den ganzen traurigen Krieg in anakreontischen Versen beschreibe, und seine Mordgeschichte anstatt der Kapitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kömmt es, daß Könige so gerne Dichter zu ihren Herolden haben; Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter, und unser Gleim, der taumelnde Gleim, die sollen für die Nachwelt Zeugen seyn; Zeugen in Sachen, die sie selbst nicht glaubten, vor denen sie selbst erzitterten.

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herolde? Aber vielleicht fürchten sie sich, daß die historische Lobschrift ihrer unsterblichen Thaten, der 5te Theil zu meinen Satyren werden möchte. Leben Sie wohl, mein stiller, mein friedfertiger, mein bester Gellert 2c.

Rabener.

Mein

Mein bester Freund!

— — Pension? guter Rabener, nein, es wird mir keine ausgezahlet; ich habe auch ohne die geringste Unruhe, meine Quittung, die mir von Meissen zurück geschickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, obs mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden, und bessere Zeiten durch den Verlust von 100. Rthlr. jährlich erkaufen, ich, der ich so bald nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B. hat mir durch C. den Antrag thun lassen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzens wollte brauchen lassen? Aber mein liebster Freund, so lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlassen, so will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben; so denken Sie auch, ja denken Sie ewig so, wenn es möglich ist. Sachsen verlieret, (dieß kann und muß ich sagen) zu viel mit Ihnen, ein Mann für Geschäffte, für den Staat, ein Autor! Sie müßen unser bleiben.

Bey

Bey mir hat es wenig Gefahr, halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrscheinlicher Weise, nicht lange mehr zu leben, nur für einige junge Leute gut! O ich kann bleiben, wo ich bin, und mein Wunsch ist die Einsamkeit, das Land und noch ein gutes moralisches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinzen Heinrich sagen, daß ich Ihr ältester und bester Freund bin, und ich würde ihm zu meinem Ansehen eben das gesagt haben.

Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Krämer, Giesecke meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bey der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmacks seyn, als es Racinen Ehre ist, daß Boileau und Moliere seine Freunde gewesen. Unsere Periode, die jetzige, wird in der Litteratur der Deutschen nicht weniger merkwürdig seyn, als es der Zeitpunkt des Boileau im Französischen ist.

Gehen Sie immer zum Könige, er soll Sie sehen und bewundern, ich will es haben.

Ich verlange meine Pension nicht, aber er soll Ihnen geben, was Ihnen von rechtswegen gehöret; er soll bessere Gedanken von den Deutschen, und unter diesen von den Sachsen, in Ansehung des Witzes bekommen, und Sie sollen

ihm

ihm statt aller Demonstration seyn, und sollen ihm, wanns möglich ist, den Geist des Friedens inspiriren und meine Furchtsamkeit.

Aber lassen Sie Sich durch nichts fesseln.

Ueber Gleims Unternehmungen ärgere ich mich. Leben Sie wohl, stets wohl, ich bin Ihr guter

Gellert.

Lieb-

Liebster Gellert!

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebeten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstere Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können, und Sich in das dunkelste Gebüsche zu Strömthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. Aber werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme so einsyllbig als möglich sprechen: Lieber Gott .... weiß denn der Rabener gar nicht.... und das könnte er lange wissen.... wissen könnte ers...... alle Kinder wissen es ...... freylich .... der König hat mit mir gesprochen! .... O mein Hochgelehrter Herr Professor! freylich viel Ehre für Sie und den Witz! Aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch viel mehr sagen, als daß er mit Ihnen gesprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz,

als

als daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb, und es Ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch so machen sollen? Hüten Sie Sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie Sich! Ich bin Ihr Freund, aber, aber ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor...... verstehen Sie mich, Gellert; kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählet hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald antworten, und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publiko ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht,.... ja, wie gesagt, daß dieser stille und friedliebende Gellert, dem Könige bey seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und Finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreichet habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigstens noch zwey Jahre könne fortgeführet werden, ohne die Brandenburgischen Unterthanen im mindesten zu belästigen,..... ja, ja, mein Herr, das ist mein ganzer Ernst, und haben wir einmal Friede, so sollen Sie,.... zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin, Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wut liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie für Freuden tausendmal umarmen!

Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne zu ängstliche Sorge.

Lesen Sie die Inlage an unsern Kramer in Coppenhagen, so werden Sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen, denn seit meinem erlittenen harten Unglücke, ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertheilstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzet habe. Heben Sie diese beyden Briefe auf, vielleicht machen Sie, wenn ich heuer noch sterbe, eine merkwürdige Anecdote in meiner künftigen Lebensbeschreibung, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme,

nichts wichtiges gethan, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebet habe.

Tausend Empfehle an unsern lieben Commissionsrath und seine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser Hochachtungswürdiger Freund L. auf künftige Mittwoche Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig spricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude über die Verbindung zweyer Personen, die Gott, wie es scheinet, dazu erschaffen hat, um sich durch ihre beyderseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl. Führt sich Ihr Hr. Bruder besser auf als sonst, so können Sie ihn von mir auch grüßen, aber daß es nicht jemand merkt.

Rabener.

Lieb-

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort schreiben. Denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten, und an Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des Wintermonats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er sich von 4. Uhr bis Dreyviertheil auf 6. Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften der deutschen Litteratur, und der Methode, womit er seine Hypochondrie kuriret, und mit der ich die meinige kuriren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet; daß ich wider allen meinen Charakter, ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befohlen, geredet, und eben deßwegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich: ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? Nein Sire — Besinne er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf und ab gehen...... Endlich fiel ich, ohne zu wissen, warum, auf den Maler, die letzte im ersten Theile. Nun sagte er, das ist gut, nein,

daß

das ist sehr gut, natürlich gut, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat er so schreiben lernen? ..... In der Schule der Natur.... Hat er den la Fontaine nachgeahmet?.... Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.... Nein, ich muß ihn loben. Und da sagte er zum Major, der dabey stund, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte,...... Komme er wieder zu mir, und stecke er seine Fabeln zu sich, und lese er mir welche vor..... Allein, guter Rabener, ich bin nicht wieder gekommen, der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Worte gedacht. Dränge dich nicht zu den Königen.... Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den Englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lekteur Catt, und andere, die mir es wieder gesagt, mit einem Lobspruch gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der Englische Gesandte, der ein vortrefflicher Mann ist, mag wohl die wahre Ursach gewesen seyn, warum mich der König sehen wollen. Denn der Gesandte hat mit Strauben in Breslau meine Fabeln größtentheils gelesen, und ist sehr für sie eingenommen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch, ich meistentheils deutsch, und nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen

In=

Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft, allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, und getrost, wie Sie reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da ers beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen müßen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Kramern, der auch trefflich ist, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Kammerrath L. würde ich geschrieben und ihm zu der so glücklich getroffenen Wahl meinen Wunsch recht von ganzer Seele abgestattet haben, wenn ich nicht zeithero zu allen Verrichtungen und Pflichten der Gesellschaft ungeschickt gewesen wäre.

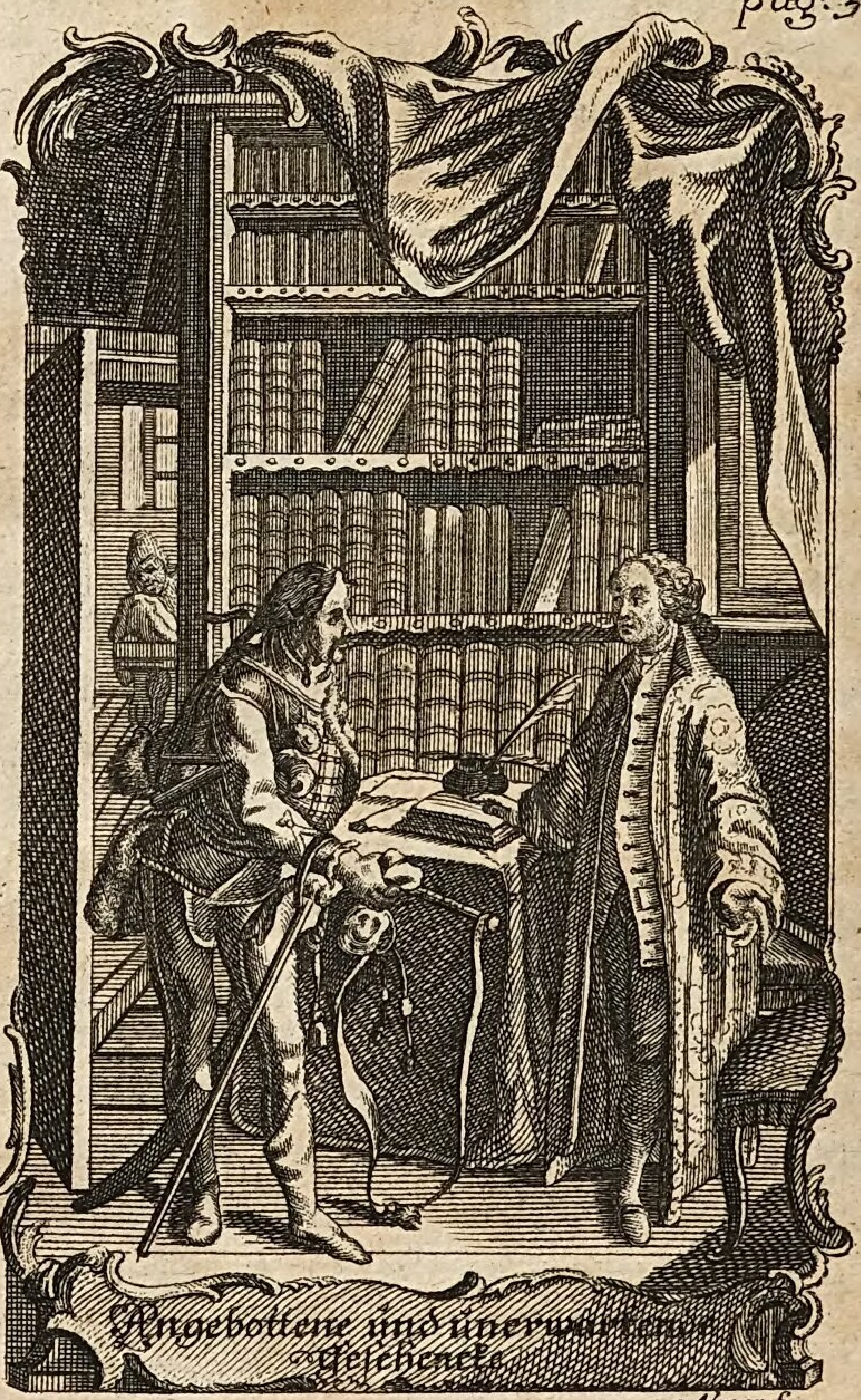
Ich umarme Sie, liebe Sie, und bin ewig der Ihrige,

Gellert.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt, morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch an-

anhören. Der König fragte nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Kramer. Er schmählte auf die Härte und Unförmlichkeit der deutschen Sprache..... aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müßen? ...... Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV. ...... Sachsen hat ja schon zween Auguste gehabt ...... Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Litteratur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, fiengen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten,.... So? gefallen ihm diese Zeiten nicht? Sinds böse Zeiten?...... Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Frieden, ... So? steht dieß bey mir? Drey wider einen? .... Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott? Sie gäben uns den Frieden! . . . Ja, ja!

Aus-



Angebottene und unerwartete Geschencke.

Aßner f.

Auszug eines Briefes aus Leipzig, vom 27. Januar. 1761.

Der 18te December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem der Herr Professor Gellert Nachmittags um 3. Uhr in einem Schlafrocke, in einer weißen Mütze emballirt und gar nicht wohl an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte. Herein! Ich bin der Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Ihro Majestät der König verlangen Sie zu sprechen, und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen.

Gellert. Herr Major, Sie müßen mir ansehen, daß ich krank bin: es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gelegen seyn.

Der Major. Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen. Aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie Sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie Sich, ich muß morgen wieder kommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie Sich also, ich lasse Ihnen eine

Stun-

Stunde Zeit, um 4. Uhr werde ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert. Ja! das thun Sie, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich alsdenn befinde. Nun ist also der Herr Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglück seinen Herrn B. — nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und grossen Umständen, Barbier und einen Perruquier, und ist um 4. Uhr fertig. Der Herr Quintus kömmt, und sie gehen nach dem Apelischen Hause. In dem Vorzimmer fanden sich 2. 3. Personen, welche voller Freuden waren, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Ihro Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein.

Der König. Ist er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Der Englische Gesandte hat mir viel Gutes von ihm gesagt; wo ist er her?

Gellert. Von Hänichen bey Freyberg.

Der König. Hat er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Sage er mir doch, warum wir keine gute deutsche Schriftsteller haben.

Der M. Quint. Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den deutschen La Fontaine nennen.

Der

Der König. Das ist viel, hat er den La Fontaine gelesen?

Gellert. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmet: ich bin ein Original.

Der König. Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autores?

Gellert. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen, —

Der König. Nein, das kann ich nicht sagen, — —

Gellert. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

Der König. Das ist wahr! Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber?

Gellert. Es fehlt uns auch daran nicht, wir haben einen Mascov, einen Kramer, der den Bossuet fortgesetzet hat.

Der König. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert. Ja, und glücklich; einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredtsamkeit, und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzet habe,

Der König. Hats der Mann auch verstanden?

Gellert. Die Welt glaubt es.

Der König. Aber warum macht sich keiner an den Tacitum, den sollte man gut übersetzen?

Gellert. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm, —

Der

Der König. Da hat er recht.

Gellert. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgethan haben; da die Künste und Wissenschaften bey denen Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzo das kriegerische Seculum der Deutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Louis XIV. gefehlet?

Der König. Er hat ja zwey Augusten in Sachsen gehabt?

Gellert. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

Der König. Wie will er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert. Nicht eben das: ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies aufmunterte, — —

Der König. Ist er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

Der König. Er sollte reisen.

Gellert. Ihro Majestät! dazu fehlet mir Gesundheit und Vermögen.

Der König. Was hat er denn für eine Krankheit? etwan die gelehrte!

Gellert. Weil sie Ihro Majestät selbst so nennen, so mag sie so heißen, in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

Der

Der König. Ich habe sie auch gehabt, ich will ihn kuriren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, und alle Woche Rhabarber nehmen.

Gellert. Diese Kur mögte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ichs nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fortkommen.

Der König. So muß er fahren.

Gellert. Dazu fehlet mir das Vermögen.

Der König. Ja, das ist wahr, das fehlet immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzo böse Zeiten?

Gellert. Ja wohl, und wenn nur Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten.

Der König. Wie kann ich denn! Hat ers denn nicht gehöret, es sind ja dreye wider mich?

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte, als neue Geschichte.

Der König. Was meynet er, welcher ist schöner in der Epopée, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

Der König. Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert. Wir sind so weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können, ich traue darinnen dem Quintilian, welcher Homero den Vorzug giebt.

Der

Der König. Man muß aber auch nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert. Das bin ich nicht, ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major Quintus. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

Der König. So hat er denn auch wider den Stylum Curiæ geschrieben?

Gellert. Ach ja! Ihro Majestät.

Der König. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was verteufeltes, sie bringen mir ganze Bögen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich es noch weniger; ich kann nur rathen, wo Sie befehlen, — —

Der König. Kann er keine von seinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle, mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Der König Besinne er sich, ich will unterdessen herum gehen. Nun hat er eine?

Gellert. Ja, Ihro Majestät:

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meynung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,

Weit

Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.
Gleich tratt ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt,
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht.
Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Der König. Und die Moral?
Gellert. Gleich, Ihro Majestät:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit sie auszustreichen.

Der König. Das ist schön; recht schön: er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles: da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen, ich habe das Französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden: sie haben mir noch einen Poeten den Pietsch gebracht, den habe ich weggeworfen.

Gel-

Gellert. Jhro Majestät: den werfe ich auch weg.

Der König. Nein, wenn ich hier bleibe, so muß er öfter wiederkommen, und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gellert. Ich weiß nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe so einen singenden gebürgischen Ton.

Der König. Ja wie die Schlesier; nein, er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst — — Nun! komme er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, so ist doch der Professor nicht wiedergekommen, und gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched, und den andern Tag bey der Tafel:

C'est le plus raisonable de tous les savans allemands.

Uebersetzung.

Das ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen

Wien 1769

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.g.o.29(4#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712139-6
VD18 12761281-001